

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-191015](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-191015)

Man hatte nun einen mit vielen farbigen Figuren bedeckten Bogen für zwei «Sü» (Sous) erstanden. Was dann? Kehren wir zu Grossvater zurück, der selbst ausschnitt und malte, und sehen wir ihm zu. Wer kann der Verlockung widerstehen, eine Schere zu ergreifen, die neben einem Papierbogen liegt, ohne zuzuschneiden?

Der Kenner, der Fachmann allerdings, geht in anderer Weise nach altem Brauch vor: Zunächst wird der Bogen oder Teile davon sauber auf nicht zu dicken Karton geklebt. Dann erst tritt die Schere in Aktion oder, besser noch, ein scharf geschliffenes Messerchen, das das Herausschneiden aller unerwünschten Teile erlaubt und der Figur selbst die schönste Rundung verleiht. Doch für den Eingeweihten gewährleistet die Bemalung von Hand mit Aquarell- oder Temperafarben die Erfüllung aller Wünsche der jeweiligen Uniformfarben und aller Einzelheiten der Ausrüstung.

Der Kenner vergisst nicht, die weiss gebliebenen Ränder und Kanten der Figuren ebenfalls säuberlich mit Farbe zu übergehen und die Figur ist fertig. Nun folgt der letzte Akt, sie wird zum Aufrechtstehen gebracht und mit dem Sockel auf einen kleinen Holzblock, das bekannte «Blechele» aufgeleimt. Der Soldat ist zur Parade bereit — nun stellt man ihn in Reih' und Glied. Eine Kompagnie, ja ein ganzes Regiment lässt sich derart vor unsern Augen aufstellen.

Altes Brauchtum der Volkskunst er- steht hier für jeden, der an alten Bilderbogen vergangener Zeiten — dem Spielzeug einst in Stadt und Land — Spass hat. Welch reizende Stunden und Abende gewährte der Jugend dieses Spielzeug, das zu den billigsten seiner Art zählte.

Heute allerdings bieten Sport, Kino und Mechanik der Jugend andere Beschäftigungsmittel, und trotz allem er-

freut sich der kleine, bescheidene Papiersoldat noch grosser Anziehungskraft.

Der zweite Raum der Weltgeschichte kann hier auf militärischem Gebiet hervorgezaubert und dargestellt werden. Von den Römischen Legionen bis zu den Mousquetaires des Sonnenkönigs oder zu den beliebten Grenadieren Napoleons, des «Poilu» von 1914-1918 bis zum Kämpfer im «Battledress» von 1944/45 werden hier zu lebender Geschichte.



Heute hat sich nun die Druckerei unseres alten bekannten Almanachs entschlossen, diese alte Strassburger Tradition in neuem Gewand wieder aufleben zu lassen. Eine farbenprächtige Reihe von Soldatenbogen beleben bereits viele Schaufenster, wo die « Michele » der Infanterie von 1870 und die stolzen Spahis von 1945 auf tänzelnden Pferden zum Ausschneiden locken. Schon sind neue Bogen im Druck... Wer hörte nicht von den berühmten « Pontonniers de Strasbourg » um 1800 oder von den tapferen « Chasseurs d'Afrique » von 1832? Weitere werden folgen, zur grossen Freude der kleinen, doch auch der erwachsenen « Soldätlesammler ».

Gewiss erinnern heute militärische Paraden kaum mehr an die Glanzzeit vergangener Jahrhunderte, an die farbenfrohen Musikkorps oder Uniformen der Armee von 1914, doch bieten gerade hier diese kleinen Papiersoldaten jedem die Möglichkeit, für sich selbst ein derartiges Schauspiel wieder aufleben zu lassen.

Wer etwas zeichnen und malen kann, wird selbst rasch dazu übergehen, seine Lieblingsperiode in Figuren zu schaffen und heute noch erfreuen uns « Soldätlemoler » anlässlich gelegentlicher Ausstellungen mit ihren selbstgezeichneten und gemalten kleinen Kunstwerken.

Diese allerdings begnügen sich nicht mit ungefähren Ausführungen.

Ihnen liegt die historische Genauigkeit, die genaue Wiedergabe alter Uniformen am Herzen, deren Quellen ihnen in unseren Museen oder Bibliotheken jederzeit frei zur Verfügung stehen. Derartige Meisterwerke sind in Privatsammlungen heute noch reichlich vertreten und erlauben gute historische Aufstellungen oder auch ganze Dioramen.

Mit wenig und anspruchslosen Mitteln kann hier der Phantasie eines

jeden freier Raum zu frohem und unterhaltendem Spieltrieb geboten werden. Mit glänzenden Augen steht die Jugend vor diesen harmonischen und farbenfrohen Werken einer Kleinkunst, die auch heute noch in unserem hastigen, materialistischen Zeitalter nicht unterschätzt werden darf.

Wie dem auch sei, die Tatsache, dass die erholende und ernsthafte Beschäftigung mit unseren kleinen Papiersoldaten heute noch zahlreiche Anhänger besitzt, die eine alte, echte Strassburger Tradition aufrecht zu erhalten wissen, bildet ein bemerkenswertes und wohlverdientes Ruhmesblatt für diese Miniaturformationen einer noch in die Hunderttausende zählenden Armee aller Zeiten und Waffen.

Paul Martin

#### ANMERKUNG

Das Bild auf S. 9: ist ein Ausschnitt einer der 7-farbigen Soldatenblätter. Jedes Blatt umfasst ungefähr 20 Soldaten oder 8 Reiter.

Folgende Blätter sind erhältlich:

- Blatt 1: Infanterie 1870.
- Blatt 2: Spahis 1945
- Blatt 3: Spahis 1945.
- Blatt 4: Pontonniers 1793.
- Blatt 5: Pontonniers 1793.
- Blatt 6: Chasseurs d'Afrique 1834.
- Blatt 7: Chasseurs d'Afrique 1834.

Jedes Blatt kostet 100 Fr. Versandkosten: 30 Fr. Die Bestellungen sind zu richten an die Librairie *Le Roux - Strasbourg*, 34, rue de Hallebardes. Postmandat beifügen. Bitte die gewünschten Blätter genau angeben.



NACH Abschluss der Erntezeit in der zweiten Augushälfte bis in den Spätherbst hinein bringen die « Messti », für die in der Weissenburger Gegend die Bezeichnungen « Kerwe » und « Kirb » üblich sind, schönste Freudentage ins Dorfleben. Von den einstigen « Messtagen » und « Kirchweihen », die ursprünglich religiöse Feste waren, tragen die « Messti » und « Kerwe », « Kirb » (oberelsässisch « Kilbe ») ihre Namen. Da agrarische Sitten und Bräuche weltlicher Art diese kirchlichen Feiern früh schon überwucherten, haben sich die Messti und Kilben von den Kirchweihen und Patronsfesten mehr und mehr losgelöst und sind hauptsächlich zu frohen Erntefesten weiterentwickelt worden. Mit vielen sind Jahrmärkte verbunden, die als Erntemärkte besondere Bedeutung haben und mancherorts zu wahren Festmärkten und Volksfesten geworden sind.

#### Dorfmessti in der guten alten Zeit

Ihre Hochblüte erlebten unsere Dorfmessti und Bauernkilben vor etwa hundert Jahren, sie sind aber auch heute noch grosse Freudenfeste der Dorfgemeinschaft und zugleich ländliche Familienfeste geblieben. Denn von weither wird nach altem Brauch zu solchen Dorf- und Familienfesten die ganze « Frindschaft » eingeladen, es sind alle Verwandten im weitesten Sinne des Wortes, die da fröhliche Stunden miteinander verbringen dürfen und auch gerne verbringen. In grossen Gehöften kamen früher bei den Messti oft 20 bis 30 auswärtige Gäste zusammen. Wochenlang haben die Dorfschönen ihren Messtistaat gerüstet, sie freuen sich am meisten und unbändig wie auch die Burschen aufs Tanzen, in dem sie alle Meister sind, ohne je einen Tanzlehrer gehabt zu haben. Die Alten aber freuen sich besonders auf die derb-

iröhlichen Spässe beim « geschmelzten Imbs » und beim Messtitraiben. Sie sind am meisten den « guete Mumpfle » zugegan, die ohne überschäumende Weinlaune auf dem Dorf nicht denkbar sind, obschon auch sie in ihren Tagen noch gern « eine tratte », wenn die alte, liebe Tanzmusik erklingt. Mit grossem Kostenaufwand, mit viel Liebe und unverfälschtem Schönheitsempfinden rüsteten die Dorfschönen die Tanztracht zum Messti. Näherinnen und Büglerinnen hatten wochenlang zu tun. Davon künden uns alte Messtlieder. In einem weitverbreiteten Lied aus den 1850er Jahren heisst es :

*Jetzt, min liebs Bridel, die Kleider gerischt,  
Wo m'r zuem Danze antuet!  
Weisch no, w'ie ortlig wie wunderlig's isch?  
D'Knawe han Striss uf'm Huet,  
D'Maidle han gfälteti Fürti wie Schnee,  
Pfüslicht! Arme!, die brüse in d'Höh.  
's ortlicht isch, wann m'r guet treppelt und  
springt,  
Dass eim d'r Tänzer de Lebkueche bringt,  
Bridel dü Mordhex, hesch au lichti Schueh?  
Mini sin lang schun gerischt,  
Au e paar schneewissi Strümpfle derzue,  
Wie's hie Mode jetzt isch.  
Wann m'r bim Danze gemüetzelt dosteht,  
Nann m'r recht frindli un luschtli üsseht,  
Het m'r glich Dä zer, so vil as m'r will,  
Un m'r steht selie Viertelstund still.*

Und mit stolzer Freude konnte der Messtibursch » sie alle begrüssen :

*Ihr Maidle, sin'r au alli do?  
Gemüetzelt, gepüetzelt, so frisch un so troh  
Ihr Grette, ihr Evle, ihr Sälmle, ihr Bridle,  
Mit Gickeleskappe un firrote Kridle,  
Mit Kräjle, Nackmäntele un sidene Halsti,  
Mit farwige Kutte un Blueme am Fürti,  
Lüpfe die Füssle mit Schläpple so scheen,  
Dass m'r de Zwirckel am Strümpfel tuet sehn!*

Das war früher ein unvergleichlich schönes Schauspiel, so die Blüte der Dorfjugend auf dem Messtitanz zu sehen in unbeschreiblichem Freudenjubiläum und im Gepräge der bunten, malerischen Bauerntracht. Wie Blumen auf dem Felde, so frisch und farbenfröh und so natürlich, nahmen sich einst die Land-

mädchen in ihrem bäuerlichen Sonntagsstaat auf dem Tanzboden aus. Die mächtigen Seidenbänder ihrer bunten Schlupfkappen rauschten im Luftzug und sahen aus wie Flügel, welche die Tanzpaare dahintrugen. Herrlich war das Farbenspiel der krapproten, blauen, grünen, pfirsichblütönen, violetten und braunen Bauernröcke, auf denen samtene Blumenbänder glitzerten. Und welch ein Leuchten der blendendweissen Ärmel und Strümpfe! Wie malerisch nahmen sich dann neben den Maiden die hemdärmeligen Burschen aus mit den Strässen am Hut und den roten Gilets mit den Goldknöpfen!

#### Die elsässische Tanzlust und Tanzkunst

Von den alten, bäuerlichen Messtitänzen der Dorfjugend in der Zeit, als Grossvater die Grossmutter nahm, soll im folgenden die Rede sein. Es ist ein schier unübersehbarer Reichtum, der einst der jubelnde, arteigene Ausdruck des alten Dorfes war. Der natürliche Hang der Elsässer zum Singen und Tanzen ist aus dem Glanze und Reichtum des fruchtbaren Landes und der hieraus entsprungenen frohen Lebenshaltung zu erklären. Er lenkte die Aufmerksamkeit fremder Bewunderer zu allen Zeiten auf sich. Der französische Intendant des Elsass, de Lagrange, hob schon im 17. Jahrhundert in einem Bericht an König Ludwig XIV. hervor: « On ne voyait dans la province que de violons et danses ». Ähnlich berichtete Präfekt Laumond im Jahre 1801 nach Paris: « Au nombre des jouissances chéries de l'habitant du Bas-Rhin, la danse et la musique tiennent le premier rang, surtout la première dont le goût semble inné... danser est un besoin des bons habitants du Bas-Rhin. » Und der Schwarzwälder Fürstabt Gerbert von St-Blasien schrieb um 1760: « Es gibt kaum eine Gegend, in welcher so viel gesungen, getanzt und musiziert wird wie im Elsass. »

Wie die elsässischen Trachten geprägte Form, wundervoller einmaliger Ausdruck einer landschaftlichen, bzw. dörflich geschlossenen Gemeinschaft sind, so ist der elsässische Bauertanz schönste Spiegelung des gemeinsam gesteigerten Lebensgefühls, gemeinsamer Erlebnis Ausdruck und feierliche Erhebung einer glücklichen, feiernden Dorfgemeinschaft. Ihr ist er entwachsen, ihr ist er zugewachsen, mit ihr ist er im Laufe der Zeiten weitergewachsen. Der notwendige Nährboden für sein Gedeihen war immer ein gesundes, in Sitte und Brauch blühendes Dorfleben. Als nach 1860 die bäuerliche Gemeinschaft unserer Dörfer durch neue soziale, wirtschaftliche und verkehrstechnische Gegebenheiten umwälzende Veränderungen erfuhr und bis zur Jetztzeit mehr und mehr zerbröckelte, da schwanden mit den übrigen Erscheinungsformen bäuerlich-dörflichen Geistes auch die alten Tanzlieder und Tanzformen unserer Messtänze langsam dahin. Was unsere « Groupes folkloriques » da und dort als elsässische Volkstänze aufführen, ist leider manchmal landfremder Import, der ins Elsass ebensowenig hineinpasst wie eine fremde Volkstracht.



Zeichnung von P. Russ u. D. Kandel  
— Tanzende Bauern —

### Die alten Galopptänze

Die Galopptänze, die zu Grossmutterzeiten überall im Elsass als « Hople », « Hopser » und « Springer » bekannt und beliebt waren, gehören zum ältesten Bestand unserer dörflichen Messtänze. Besser als irgendwer und irgendwelche Urkundennotizen vermöchten unsere alten Dorflinden, wenn sie reden könnten, die Geschichte der altelsässischen Bauertänze zu erzählen. Bezeichnend ist, dass in Hieronymus Bocks elsässischem Kräuterbuch (1546) die Linde als Tanzlinde dargestellt ist, welche von tanzenden Bauern umsprungen wird. Wie es bei diesen Wirbeltänzen um die Linde einst zuging, die « Hoppeltänze » und « Hüpfauftänze » heissen, erzählt uns im Jahre 1575 Johann Fischart: « Da dantzen, schupften, lupften, sprungen, sungen, hunken, plöchelten, fuskklöpfeten, gumpeten, plumpeten, rammelten, hamelten, gaukelten, rädelten, purzelten, armglocketen, armlaufeten, warschnaufeten sie bei lustigen Schalmeien und Sackpfeifen ». Ausläufer und Nachklänge dieser uralten, ungestümen Tanzweisen im Zweivierteltakt sind die elsässischen « Hople », « Hopser » und « Springer », die auf unseren Bauernmessti vor hundert Jahren noch sehr häufig und vor 50 Jahren noch vereinzelt getanzt wurden und uns in primitiven Aufzeichnungen von Dorfmusikanten aus jener Zeit überliefert sind. Diese Galopptänze, die der überschäumenden Fröhlichkeit und Ausgelassenheit des bäuerlichen Tanzvolkes entsprachen und daher besonders den übermütigen Burschen zusagten, während die Maiden am liebsten anmutige Ländler und Walzer tanzten, leben noch in den Melodien von Tanzliedern weiter, wie in dem bekannten Hopleliedchen:

Wart nur, Bäwele, wart nur Bäwele,  
Ich verwitsch dich doch am Näwele!  
Wart nur, Bäwele, wart nur, Bäwele,  
Ich verwitsch dich doch!

In diesen Hopleliedchen und Hoplemelodien steckt etwas, was naturverbunden und uralt sein muss. Vergessene Tanzsitten alter Erntetänze haften einst an ihnen, alte Fruchtbarkeitsriten, wie beim « Hahnentanz », einem unserer ältesten Messtänze. In Schwindratzheim und Altekendorf fanden kurz vor dem zweiten Weltkrieg am Messti noch Hahnentänze statt, aber die alte Hoplemelodie zum Heraustanzen des Hahnes war längst vergessen. Der Hahn ist ein uraltes Fruchtbarkeitssymbol und Ernteopfertier. In Verbindung mit dem Hahnentanz und dem Heraustanzen des zu schlachtenden Hahnes fand vor 100 Jahren in Mietesheim beim Messti immer ein « Hahnenfisch » statt, an den die Burschen die Mädchen zum Nachessen führten, wenn sie ernste Absichten hatten. Beim Hahnentanz wurde damals zur Hoplemelodie folgendes Liedchen gesungen :

*Komm, komm, Bippele komm !  
Ich will dir e Hämpfele Fresse genn,  
Ich hab dich jo so lang nimm gsehn !*

#### Ländler, Walzer und Ringeltänze

Die Ländler sind alte Werbetänze, die sich im Elsass weit ins 18. Jahrhundert hinauf verfolgen lassen. Es sind Paartänze im Dreivierteltakt oder Sechsstücktakt mit Tanzfiguren, die dem Charakter von Liebeswerbungen entsprechen. Die alten Ländlertanzweisen, liebe, anmutige Klänge unserer früheren Dorfmessti, bestehen nur aus zwei Sätzen von je acht Grundtakt. Sie wurden nach derselben Tonart gespielt und auf den Tanzböden beliebig wiederholt. Vom einstigen Figurenreichtum dieser alten Ländler hat sich nicht viel ins 19. Jahrhundert hinübergerettet. Aus seiner Schlussfigur aber haben sich die elsässischen Bauernwalzer entwickelt. Schon um 1820 hat man auf unseren Messti nach Ländlertanzweisen Walzer getanzt. Vom Elsass aus hat die aus dem Schlussteil des ehemaligen Ländlers entsprungene Tanzart ihren



~Hahnentanz~

Weg nach Innerfrankreich genommen und kam von dort als « Valse » wieder ins Elsass zurück. Ein charakteristisches Ueberbleibsel vom ehemaligen Figurenreichtum des Ländlers ist der elsässische Ringelwalzer. Er wurde bis um 1850 auf allen Dorfmessti und Kilben getanzt. Die persönliche, zierliche Tanzkunst kam dabei mehr zur Geltung als beim gewöhnlichen Walzer. Beim Engagieren hob der Bursche seinen langen Flügelmutzen leicht in die Höhe und tanzte vor der Maid, die aufstand und ebenfalls tanzte, den Rock beiderseits hebend. Dann gab man sich die Hand und tanzte gleich weiter. Der Bursche fasste mit seiner Rechten die Linke des Mädchens und hob sie in die Höhe. Dann wiegten beide tanzend den Körper mit zierlicher Anmut seitlich in verschiedener Haltung, und zugleich drehten sich beide im Tanze um die hochgehobenen Hände im Kreise herum. Diese Ringeltänze sind nach 1850 ausgestorben, nur das « Schlüpfeln », das dabei üblich war, hat sich erhalten. « Schlüpfeln » ist die Verkleinerungsform

von « schlupfe » = schlüpfen. Das Mädchen tanzte unter seinem Arm den Ringelwalzer weiter, während der Bursche im Tanzschritt geradeaus ging. Das Liebeswerben der Ringelwalzer gab bei aller Fröhlichkeit dem ausgelassenen Messtivolk oftmals Anlass, in einem übermütigen, versweise von einem lustigen Dralalala unterbrochenen Walzerliedchen dem Zweifel an Gegenliebe und Treue Luft zu machen :

*Auf der Höh' wachst der Klee,  
Trööj nur kem Mäidel meh!  
Hab schun emol eim getrööjt,  
's het mich gräusam wüescht gerööjt.*

Die Maiden aber bestätigten den alten Eriahungssatz, indem sie ihrerseits einmütig mitsangen: « Trööj nur kem Büerschtel meh! »

#### Polka, Mazurka und Schottisch

Gegen Ende der 1840er Jahre kam zu den üblichen Hopsern, Hoplern, Springern und Walzern von der Stadt her die Polka aufs Land, die anfangs auf den Bauernmessti als etwas Neumodisches grosses Aufsehen erregte, aber doch nach und nach die Galopptänze, den alten Hople und Hopser verdrängte. Nicht viel später kam die Mazurka (« Masürka ») auf, ferner der Schottisch oder der « deutsche Polka » (Rheinländer), während die Polka einfach als der « welsch Polka » bezeichnet wurde. Bald wusste auch die ganze Messtigesellschaft die neuen Tänze zu tanzen. Kein Bäwele und kein Gretele und kein Mejele blieb dabei sitzen oder vielmehr stehen. Alles musste auch im neuen hüpfenden Polkaschritt mitmachen. Und wenn sich ein Bäwele schüchtern und pochenden Herzens in der Reihe der Tanzpaare versteckt hatte, wurde es schon von dem Liebsten gefunden, ein unbeutendes Vorkommnis, das aber durch das Bäwele-Polkaliedchen vom ganzen Messtivolk gefeiert und als Trio zur grossen Freude des Burschen zweistimmig mitgesungen wurde. Wie lieblich und melodisch klan-

gen doch die Terzakkorde in zwei Oktaven bei dem Liedchen :

*Bäwele, dü kleinj Krot,  
Bisch jo so wit unte,  
Hab 'dich schun so lang gesuecht,  
Awer nit gefunde!*

Biedere Dorfmusikanten haben einst zu diesen Messtifänzen aufgespielt. Sie waren meist aus mehreren Dörfern bunt zusammengewürfelt und zusammengetrommelt. Richtige Dorfkapellen gab es vor 100 Jahren noch kaum. Die alten, trinkfesten Dorfmusikanten, ehrbare, bäuerliche Handwerksmusiker, spielten ihre volkstümlichen Weisen aus dem Gedächtnis, wie Volkslieder gesungen und zersungen wurden. Die meisten konnten überhaupt keine Noten lesen. Deshalb sind Aufzeichnungen altelsässischer Messtimusik durch Dorfmusikanten, selbst in primitiver Form, so selten überliefert. Abwechslung brachten in diese Rundtanzmusik der Messti, die ab und zu durch Vierzeilenliedchen gewürzt war,

#### Singtänze, Schautänze und Tanzspiele

Die bäuerlichen Singtänze, die auf keinem alten Messti fehlten, sind viel älter als die üppigen Vierzeilen-Tanzliedchen, welche zu der üblichen Rundtanzmusik gerne gesungen wurden, wenn einmal durch das Tanzen schnellere Blutzirkulation erlangt und manche schwere Zunge in Weinfröhlichkeit gelöst war. Die alten Singtänze sind weniger keck und ausgelassen als die oft sehr derben Vierzeiler, sie tragen alle sehr eigenartige, volkstümliche Namen und reichen zum Teil bis ins 16. Jahrhundert zurück wie der « Blau-Storchen-Tanz », in dem das Heidenrösleinmotiv anklingt :

*Hesch dü de blöüje Storike nit gesehn?  
Ar isch ins Herre Garte gewenn,  
Ar het gebroche e Rösele rot,  
Es het gelitte de bittere Tod.*

Der alte Fruchtbarkeitsritus, der im 16. Jahrhundert in diesem kultischen Singtanz verhaftet war und ihn zum eigentlichen Ernte- und Messtanz werden



liess, ist längst verwischt und vergessen. Beliebte waren auf unseren alten Bauernmessti weiterhin Singtänze wie der « Kirschebrecher » (« Maidel kumm, mir wölle Kirsche brache ») und der « Rütsch hin, rütsch her », ein alter Wechselhupftanz. Zu den Wechselhupfen, die Figurentänze sind, kamen noch andere Figurentänze, die sogenannten « Klatsch-, Patsch- und Stampftänze », zu denen ebenfalls gesungen wurde, so der « Schüfelniner », der « Näuelschmied », der « Dragünertanz », der « Kikeriki », der « Buechelklopper » u. a. m. Ein sehr merkwürdiger, alter Messtisingsanz mit Taktwechsel von Walzer- und Hopletempo ist der « Heustock ». Das bekannteste Tanzschaustück der Burschen am Messti war ein alter Männersinganz, der « Siebenersprung », der heute noch hie und da auf den Messti getanzt wird und grosse Anforderungen an die körperliche Geschicklichkeit und Ausdauer der Tänzer stellt :

*Kansch dū äü de Sewenesprung?  
Kansch dū äü guet danze?  
Danze wie e Edelmann,  
Danze wie min Schätzele kann?  
Zuem erschte, zuem zweite, zuem dritte usw.*

Geschicklichkeitstänze sind auch der « Eiertanz », der « Holzäpfler » und der « Katzentanz ». Die bereits erwähnten eigentlichen Erntetänze, der « Blau-Storchentanz », der « Hahnentanz » und der « Siebenersprung » sind ihrem Ur-

sprung nach alte Kulttänze, die auf den Messti der Erntezeit immer getanzt wurden. Sonst brachte das Tanzvolk den Ernteseigen beim Messtitanz auch dadurch zum Ausdruck, dass es mit Sträussen und Kränzen von Backwerk tanzte. Zu diesem Zweck wurde Reisig mit Kücheleteig umwunden und so in Oel gebacken.

\*  
\*\*

Die altheimischen Messtitänze mit ihren bodenständigen, einfachen und leicht einprägbaren Melodien sind heute von den Tanzböden fast restlos verschwunden. Sie sind von modernem und modernstem, ganz artfremdem Import verdrängt worden. Dadurch wurde bei dörflichen Festen, vor allem beim Messti, unseren Bauern Herz und Sinn den Gaben der Heimat und der Väter entfremdet. Die fremden Tänze vermögen im Grunde gesundes bäuerliches Empfinden nicht zu befriedigen, weil sie der eigenen Lebensauffassung nicht entsprechen und daher leere Formen sind. Die eigentliche, leiblich-seelische Bewegtheit elsässischen Wesens kam im alten Messtitanz zum Ausdruck. Das Elsass zeigt in ihm seinen eigenen Musikdialekt, wie es auch seine eigenen Trachten und Mundarten mit besonderem Tonfall hat, der vom schweizerischen und badischen abweicht wie auch die alte, echte elsässische Volkstanzmusik.

J. LEFFTZ.



**Elsässischer Volkstanz: nach einem Kalender 1778**

f den  
wur-  
den  
n da-  
sträus-  
anzte.  
it Kü-  
el ge-

mit ih-  
und  
heute  
s ver-  
m und  
mport  
e bei  
Messti,  
n Ga-  
t frem-  
en im  
finden  
eige-  
rechen  
igent-  
elsäs-  
stifanz  
in ihm  
ie es  
Mund-  
t, der  
en ab-  
elsässi-

FTZ.  
778

## Der Maler Henri Beecke

feierte am 4. April 1952  
seinen 75. Geburtstag



**H**ENRI BEECKE, der am 4. April vergangenen Jahres in körperlicher und geistiger Rüstigkeit seinen 75. Geburtstag gefeiert hat — er ist 1877 in Strassbourg geboren — erinnert mich an die Zeit, in der der Umgang mit den Menschen noch nicht das hässliche Misstrauen kannte, das zwei Kriege als fast unausrottbares Unkraut in der elsässischen Seele aufwuchern liessen. Es war die Zeit, da man Geist nicht mit unflätigem Witz verwechselte und Vornehmheit des Herzens nicht als überflüssigen Ballast abtat. Reichtum war noch nicht Selbstzweck zu egoistisch rücksichtslosem Geniessen, sondern bedeutete Mehrung der Möglichkeiten, an der Hebung der Kultur teilzunehmen. Diese als Pflege der Künste und der Wissenschaft war das untrügliche Merkmal einer auf echte Geistes- und Herzensbildung bedachten Gesellschaft.

Hohe Kultiviertheit verrät in diesem Geiste das Werk eines Henri Beecke, dessen Anfänge in jene Tage zurückreichen, wo Wissen und Können noch die verdiente Anerkennung fanden. Sie wurde dem jungen Maler schon in seiner ersten Ausstellung 1906 im Elsässischen Kunsthaus zuteil. Seitdem ist ihm der Erfolg treu geblieben. Er war regelmässig auf den internationalen Ausstellungen von Rom und Pittsburgh (Carnegie-Institut) vertreten und sicherte sich schon damals als Porträtmaler einen festbegründeten Ruf. Seine Art der Menschendarstellung, die ahnungsvolle Erfassung der Psyche, der bei aller Wirklichkeitstreue immer vornehme Ausdruck offenbaren einen Künstler von Geschmack. Auch in seinen Landschaften, Stilleben und Blumenbildern verspürt man das grosse Wissen um das Ding an sich.



Unbestrittene Einflüsse von Manet, Trübner, Leibl, Raffaelli und Fantin-Latour haben seine Technik zu höchstem Raffinement gesteigert. Er hat früh seinen persönlichen Ausdruck gefunden. Sein Stil ist gepflegt. Aus ihm sprechen Zartheit des Empfindens und reife Selbstkritik, die nur das vollendete Kunstwerk als würdig gelten lässt.

In der Besprechung seiner jüngsten Ausstellung im vergangenen Jahr schrieb ich u. a.: «Beecke war nie ein Umstürzler. Er besitzt Tradition und hat die Wohltat einer gründlichen zeichnerischen Ausbildung nie verleugnet... Beeckes ganzes Schaffen ist eine ergreifende Huldigung an das Schöne. Sie erfreut den Kenner und zwingt auch den Alltagsmenschen in seinen Bann.»

Henri Beecke hat sein ganzes Leben der Kunst geweiht, ohne sich einem bindenden Ismus zu verschreiben. Er ist ein Eigener geblieben, vor dessen Persönlichkeit sich auch die Jüngsten voller Achtung beugen. Selbst wenn er

sich auf anderen Bahnen bewegt, verschliesst sich keiner der Tatsache, dass unser Künstler etwas kann, wovon jeder überzeugt wird, der ein Bild des Malers näher betrachtet.

Paul CASPER.





IN der warmen Mulde zwischen dem Bach und dem Berg liegt unser Dorf, vom schaumigen Grün der Wiesen umspült, oder im Schnee begraben, oder, wie das Jahr fortschreitet, mit den wechselnden Farben der Gärten und Äcker geschmückt. Ein Hexenring von braunen Schwämmen, so stehen die Häuser ängstlich eng um den runden Platz. Hier und dort ist eines aus der Reihe gestreut und der Wildnis ausgesetzt. Nun hockt es wieder sicher hinter seinem Zaun. Die schlimmsten Zeiten sind vorüber; es hat auch einen eigenen Brunnen vor der Tür, und ein Karrenweg führt vorbei. Aber der es einst dorthin baute, der war doch ein Waghals, einer von den querköpfigen Leuten, die sich keiner Ordnung fügen wollen.

Einer von diesen baute sogar eine Burg hinterwärts auf den Kegel. Er dachte wohl, wenn da ein Haufen Bauern die Suppe kochte, so sei es Gottes Wille, dass einer dazu käme und das Fett abschöpfte. Aber er fuhr nicht wohl dabei. Die Hütten stehen alle noch; seine Burg

ist längst zu Schutt verfallen. Nur er selber blieb an der Kirchenmauer lehnen, in Stein gehauen und auch nicht mehr recht ansehnlich. Zu Lebzeiten mochte er wohl mit seinen eisernen Hosen rasseln und gewaltig durch den Bart schnauben, aber jetzt ist der Ritter nur noch ein Kinderschreck. Die Mütter sagen, er ginge nach dem Abendglockenläuten um und bisse allen Knaben die Nase ab, die er noch auf der Gasse träte, aus unversöhnlichem Groll, seit ihm einer von ihnen seine eigene mit der Schleuder aus dem Gesicht geschossen hat.

Gleichviel, er war der letzte Herr, den die Dorfleute duldeten; später sind sie unter sich geblieben. Nur zwei Giebel heben sich stattlicher aus der Reihe, nämlich das Wirtshaus und das gemauerte Krämerhaus.

Für einen Fremden hat unser Dorf nichts Grossartiges vorzuweisen. Aber wir leben hier; und wenn man das einmal überdenkt, ist es doch auch wieder nichts Geringes, eine schöne runde Welt; es wohnt sich wohl darin. Alles

zusammengenommen, sind wir ein grosser Haufen Leute mit unserem ganzen Handel und Wandel; das spinnt sich weit zurück ins Schattenreich der Toten und trachtet weit voraus ins ungeborene Leben. Und das weiss jeder, wieviel Verwirrung schon ein einzelner Mensch zu seiner Zeit anrichten kann; es ist nicht wenig.

Narren und Weise leben unter uns, Übeltäter und Heilige — nein, Heilige nicht! Denn das ist auch wahr: die ganz Gerechten mögen ja für den Himmel gut sein, hier auf der Erde sind sie für nichts zu gebrauchen. Wenn es Gott gefiele, und er sammelte uns eines Tages alle in seiner Hand, die Kinderschar vom Anger weg, die Mannsleute aus der Werkstatt, die Weiber aus den Gärten, höbe uns weg und streute diese Handvoll über einen neuen Stern wie Samenkörner, gleich ginge die Saat auf, und es fehlte gewiss kein Kraut und Unkraut aus dem bunten Lebensgarten, der hier auf dem Erdenrund wuchert und seiner Weisheit Sorgen macht.

Die Liebe blühte, und brennrote Leidenschaft, das Dickicht der Laster schösse empor und was sonst der Böse heimlich dazwischenstreut; aber das Gute doch auch, das unzerstörbar aus dem Verborgenen wirkt.

Nun, er lässt uns gewähren und recht und schlecht miteinander leben. Zuweilen treibt es wohl einen in die Stadt, in die Fremde hinaus. Mit dem Goldklumpen seiner Einfalt zieht er davon und denkt, einen grossartigen Handel damit anzufangen und sein Glück zu machen. Ja, freilich! Die Einfalt wird er bald los, sonst auch noch allerlei. Nach Jahr und Tag ist das Erbe vertan, und er kommt doch wieder zurück. Reicher ist er nicht geworden, gescheiter auch nicht.

Eine Weile geht er umher und kann nichts Rechtes anfangen, ein Mensch voll Misstrauen, ein verzagter Mensch. Aber es währt nicht lang, und er wird ruhiger. Was ist es denn, das ihn getröstet hat?

Dass die Dinge, die er dabei wiederfand, so beständig sind, so ehrlich und treu, das ist es. Denn so viel Arges dieser Mensch in der Welt gesehen und erfahren haben mag, erst jetzt wird er gewahr, dass er das schlimmste aller Übel in sich selber verbirgt, die Untreue. Nur den Treulosen lässt Gott wirklich fallen.

Nun begreift der Heimgekehrte, dass er auch so sein müsse, wahr und treu. Mit einem Male hat er wieder Lust, sich umzutun; er verliert das Zögernde in seinem Schritt, das Bittere um den Mund.

Er lebt wieder unter uns und wir mit ihm. Nach Feierabend sitzen wir gern eine Weile nebeneinander auf der Bank vor dem Haus und hören, was der Mensch von der weiten Welt zu erzählen weiss.

«Ach», sagt er, «so einfach ist das alles nicht, nein, es ist viel einfacher.»

Auf den Bänken sitzen wir in der Zeit der langen Abende im Frühsommer, wenn die Arbeit auf den Feldern noch nicht drängt, auch im Herbst, sobald das Korn eingebracht ist. Man hat sein Tagewerk getan und überdenkt es jetzt noch einmal, nichts Aufregendes, ein wenig Ärger, ein wenig Spass, und doch, man legt das alles hinter sich und gibt sich ganz dem Frieden dieser Stunde hin. Es ist wie Heimkehr, so, als träte man in den Kreis der Dinge zurück, die so gelassen in sich selber ruhen.

Da liegt der Platz im verlöschenden Licht, die Augen wandern gemächlich in die Runde, und die Gedanken folgen langsam nach. Sauber ist das alles, so aufgeräumt und freundlich. Blaue Rauchfäden steigen aus den Kaminen, der Abendwind kommt sacht herbei und schnuppert daran herum, schlendert die Häuser entlang und bringt einen würzigen Geruch nach Sauerkraut und Schweinerippchen mit sich.

Dann und wann geschieht etwas auf dem Platz, aber eins nach dem andern, es überstürzt sich nichts. Jetzt treiben die

Knechte das Vieh zum Brunnen; eine Weile stehen sie hinter dem Trog und schwatzen miteinander. Und so sehr verliert man sich allmählich in diesem dämmrigen Schauen, dass einem ist, als hätten die Geschehnisse nicht mehr ihren gewöhnlichen und nüchternen Sinn, sondern einen ganz anderen, tiefen, geheimnisvollen.

Gegenüber läuft ein Kind aus der Tür; es trägt einen Topf in beiden Händen; aber nun stolpert es und fällt hin. Der Topf rollt davon. Da liegt das Kind im Sand und schreit erbärmlich. Was mag daraus werden? Kommt ihm niemand zu Hilfe?

Doch, sein guter Engel schwebt herab und verscheucht den Bösen, der dem Kind ein Bein gestellt hat. Er setzt es wieder ordentlich zurecht, wischt ihm die Tränen fort und flüstert ihm etwas ins Ohr. Das Kind hört aufmerksam zu; dann holt es den Topf herbei und fängt an, kleine Steinchen darin zu sammeln.

Soweit wäre also die Sache vortrefflich geschlichtet, wenn nicht jetzt die Mutter gelaufen käme und dem Kind den Topf wieder entrisse, weil sie es zum Epicier geschickt hat und nicht, damit es Strassendreck in ihrem Hafen sammle. Aber das konnte wieder der Engel nicht wissen; er schlägt die Flügel und rauscht davon.

Freilich, unsereins zieht eine Lehre daraus. Auch das Geringste wird zum Gleichnis, wenn man zum Sinnieren aufgelegt ist. Wie dieses Kind, denkt man, bist du selber unterwegs mit deinem Topf in Händen und meinst, du dürftest dich auf deine Weise trösten, wenn dich ein Unheil zu Fall gebracht hat. Aber das ist nicht so; zuletzt musst du doch berichten, was dir am Anfang aufgegeben wurde.

Mit der Weile kommt die Dämmerung, die unbehütete Stunde zwischen Tag und

Nacht. Stille sinkt vom Himmel auf das Dorf herab; die Vögel schweigen auch und alle geschwätzige Kreatur. Es öffnet sich gleichsam das Tor der Dunkelheit, damit die Stimme des Unvergänglichen wieder hörbar wird, ein letzter Nachhall des gewaltigen Schöpfungsgesanges, den Gott in seiner Jugend anstimmte, als er die Welt erschuf. Wasserrauschen, Windgeflüster aus Laub und Gras und vor allem jener unirdische Klang aus der Himmelstiefe, den wir mit Ohren nicht hören, nur als Widerhall in der eigenen Brust.

Dann und wann kommt noch ein erstickter Ruf, ein Gelächter vom Hügel herab, wo die Burschen unter den Stauden sitzen und ihre Mädchen umarmen. Auch das gehört dazu; das ist immer so gewesen.

Für uns ist das vorüber. Wie lang ist es vorbei? Ach, Kindheit und Jugend, traumschnell vergangen, und dann ein paar Jahre tätigen Lebens, und unversehens ist man schon unterwegs auf der letzten Strasse.

Die Turmuhr schlägt. So still ist es, dass man das alte Treibwerk weithin rasseln und stöhnen hört, wenn der Hammer ausholt und auf die erzene Brust der Glocke fällt. Unten im Portal steht schon der Sakristan bereit und zählt die Schläge mit. Sobald der letzte verhallt ist, zieht er an den Strängen zum Abendläuten. Die kleine Glocke zuerst mit ihrem hastigen Gestammel und dann die schwere hinterdrein, deren Klang so gross und schwellend heranrollt, als antwortete Gottvater selbst mit einem Wort des Trostes auf das ängstliche Nachtgebet der Menschenkinder.

Einer und der andere steht auf und klopft die Pfeife aus. Es wird Zeit, ins Haus zu gehen.

Jean-P. OLIVIER.

→ **Wollen Sie eine Armbanduhr gewinnen? Ja!** ←

Dann sehen Sie unsere Preisrätsel auf Seite 144 - 145



## DIE ABTEI THOLEY

EINST UND  
JETZT

(Photo Marasco, Strasbourg)

**D**URCH die Wiederbelebung der Benediktiner-Abtei Tholey im nordöstlichen Saarland 1949 wurde auch das geschichtliche Interesse für diese spätantike kirchliche Siedlung in weiten Kreisen erneut geweckt. Aus den gegenwärtig vorliegenden trümmerhaften Nachrichten über Tholey sei hier ein kurzer Bericht über die Abtei gebracht.

Den Anfang der Abtei Tholey bringt die Sage mit dem bekanntesten Heiligen des Saargebietes in Verbindung, mit dem hl. Hirten Wendelin, der 617 starb und in der Kirche von St-Wendel begraben liegt. Aber schon in der römischen Militärstation Tholey gab es, nachdem um 330 unter Kaiser Konstantin das Christentum Staatsreligion geworden war, wohl eine christliche Betreuung der Soldaten. Aus dieser Militärseelsorge ist dann schliesslich die Klostergründung zu erklären. Mit dem Auftreten der hl. Helena, der Mutter Konstantins, in Trier, darf man auch an die Anfänge der katholischen Glaubensverbreitung in Tholey, etwa um 350, denken. Es ist nicht ausgeschlossen, dass

auch hier christliche Sendboten aus Irland sich ansässig machten und den römischen Glauben verbreiteten. Der hl. Wendelin stammte ja gleichfalls aus Irland. Dass in Tholey eine römische Siedlung bestand, zeigte sich bei Ausgrabungen; dort fanden sich Römermünzen, zwei Goldstücke mit dem Bildnis des Kaisers Valentinian III. (von 425 n. Chr.).

Die ursprüngliche Bestimmung von Kloster Tholey war wohl eine adlige Klerikerstiftung 633 durch den Grafen Grimo; denn alle Klöster aus dieser Zeit setzten sich aus Adelsmitgliedern zusammen; die niederen Dienste besorgten Brüder aus dem leibeigenen Volke. Das älteste geschichtliche Zeugnis über Tholey ist eben das Testament des Diakons Adalgisel mit dem Beinamen Grimo (= der Grimme) vom 30. Dezember 633; dieser Grimo gehörte zum fränkischen Königsadel, war Neffe des Merowingerkönigs Dagobert I. († 639). Grimo vermachte seinen ganzen Grundbesitz der Marien-Kathedrale von Verdun. Eine

planmässige Missionierung durch Benediktiner erfolgte vermutlich erst um 600. Der hl. Benedikt von Nursia, geboren um 480, starb um 550. Danach setzte flutartig eine Ausbreitung des Ordens nach dem Norden Europas ein. Tholey war eine ausschliessliche Bauernsiedlung um die Abtei herum. Das Kloster lag nicht an einer kulturstrategischen Reichsstrasse wie Trier, Mainz, Köln oder Strassburg.

Der Name Tholey entstand aus « castrum Teulegium » (= Tholey). Teulegium ist wohl verwandt mit « tegula » (Ziegel); daher kann man vermuten, dass in Tholey ursprünglich eine Ziegelfabrik bestand, die für die römischen Villen und Bäder um den Schaumberg und der weiteren Umgegend die dünnen Bausteine lieferte. Wie Tholey ist ja auch Toul und Tuilerien gebildet. Die heutige Abteikirche steht noch auf den Grundmauern eines grossen römischen Badehauses; da man noch jetzt unter dem Altar eine Quelle vermutet, gilt das Kirchengebäude als feucht. Im Bau der Abteikirche besteht eine Aehnlichkeit mit der Liebfrauenkirche zu Trier mit ihrem Übergang vom romanischen zum gotischen Stil. Zwei Glocken der Tholeyer Kirche stammen noch von 1302 und 1454.

Einer der ersten Äbte war der nachmalige Bischof Paulus von Verdun; er hatte 634, weil die Kirche von Verdun zu arm war, die Einkünfte der Abtei Tholey zu seiner Verfügung erhalten. So war die Abtei ein wirtschaftlicher Annex der Kathedrale von Verdun geworden, blieb aber der geistlichen Gerichtsbarkeit des Erzbistums Trier unterstellt. Urkundlich wird ein Kloster Tholey erstmalig in einem Vermächtnis vom 24. September 825 genannt. Papst Nikolaus I. erwähnt 864 in einem Brief an Bischof Hatto von Verdun das Monasterium von Theologium (das ist das Kloster von Tholey). Der Name Theologium für Tholey ist eine gelehrte Wortbildung der dortigen Mönche zur Bezeichnung ihres Klosters als eines Hauses der Gotteslehre (theos

und logos) und sollte den ursprünglichen Ortsnamen « teguleium » (Ziegelei) verdrängen.

Zahlreiche Bischöfe von Verdun waren einmal entweder Abt oder Mönch von Tholey und beim Volk von Verdun sehr beliebt. Jahrhundertlang suchten die Äbte von Tholey ihre Bestätigung in Verdun nach. In Tholey wurde mehr an Verdun gedacht als in Verdun an Tholey; denn Tholey befand sich bereits durch das Testament des Grimo gewissermassen wirtschaftlich in einer Abhängigkeit vom lothringischen Bistum Verdun; ausserdem galt Tholey mit dem Schaumberg geographisch als zu den Vogesen gehörig, und die Vogesen lagen zur Hälfte im politischen Kraftfeld Lothringens. Tholey gehörte kirchenrechtlich näher zu Verdun als zu Trier; man könnte Tholey fast als Suffragan des Bischofs von Verdun bezeichnen. Nur für das Tauf-Christma zahlte die Abtei jährlich 20 Goldstücke an den Bischof von Trier.

Seit ungefähr 920 heisst das Kloster in Tholey Abtei des hl. Mauritius wie noch heutigen Tages. Am Freitag nach Pfingsten fanden die Wallfahrten mit Pferdeprozession zu diesem Heiligen statt. Die Abtei besass ausser Reliquien des hl. Mauritius auch solche vom hl. Wendelinus.

Von 633 bis zum Jahre 100 regierten 34 Äbte in Tholey; ihre verhältnismässig kurze Amtszeit führt auf den Schluss, dass manche von ihnen als Bischof anderwärts länger wirkten. Die Zahl der Äbte von Tholey vom Beginn der Klostergründung bis zum Ende der Abtei in der französischen Revolution wird schätzungsweise auf 80 angegeben; doch wird der jetzige Abt, Dr. Petrus Borne, zur Abrundung als der 90. gezählt. Er ist wohl der erste unter allen Äbten dieses Klosters, der Philosoph, Doktor und Professor der Philosophie zugleich war. Als Äbte regierten dort Herren von der Saar, der Mosel und dem Rhein, von den Nieder-





Inneres der Abtei-Kirche  
(Photo Marasco, Strasbourg)

landen, Französisch-Lothringen, der Habsburger und von Luxemburg.

Mit der geistlichen Herrschaft des Klosters war gleichzeitig eine weltliche Herrschaft des Gebietes tätig, die ihren Sitz wohl auf dem nahen Schaumberg hatte und durch einen Grafen ausgeübt wurde; er war Statthalter (Satrap I) und Vertreter des jeweils regierenden Königs. Die Einwohner Tholeys waren Leibeigene des Herzogs von Lothringen oder der Abtei. Sie mussten Frondienste aller Art leisten. Abteigeschichte deckt sich durch mehr als ein Jahrtausend grösstenteils mit Wirtschaftsgeschichte. Seit 1030 war Tholey ein Archidiakonats mit Sitz in Trier. Der Abt selbst war nicht der Archidiakon. Die Abtei führte die Anweisungen des Archidiakons von Tholey durch: die kirchliche Vermögensverwaltung von 154 Pfarreien, die diesem Archidiakonats unterstanden; sie hatte auch die Aufsicht über alle Geistlichen dieser 154 Pfarreien.

Abt Eberwin von Tholey, der grosse Wanderer, war 1022 nach Jerusalem gepilgert und hatte den dunkelbraunen Einsiedler, den hl. Simeon, von dort bis

nach Trier in die Porta Nigra gebracht. Abt Eberwin beschrieb auch das Leben dieses hl. Simeon. Um 1066 regierte Abt Abo, der im Streit zwischen Kaiser Heinrich III. und dem Papst Gregor VI. auf kaiserlicher Seite stand.

Tholey besass das Grab des hl. Cuno, den Kaiser Heinrich IV. zum Erzbischof von Trier bestimmt hatte; auf dem Weg nach Trier wurde Cuno bei Herzog von einem Fels hinab in die Mosel gestürzt und so ums Leben gebracht. 1144 war der 46. Abt Theoderich, der dem Trierer Erzbischof den Eid des Gehorsams leistete. Die Abtei Tholey war wie die Bistümer Verdun, Metz und Toul dem Trierer Erzbistum suffragan (untertan). Papst Innozenz V. nannte in einem Schreiben vom 18. Mai 1276 alle Besitzungen des Benediktinerklosters Tholey, eine grosse Zahl von Einkünften aus Wiesen, Wäldern, Weinbergen, Ländereien, Fischereien, Zehnten und Zöllen. Trotzdem war Tholey keine Konsistorialabtei; denn sie wurde nicht vom Papst vergeben und nicht von ihm besetzt! vielmehr wählten die Mönche selbst zunächst aus ihrer eigenen Mitte ihren Abt. 1398 wurde an der Universität Heidelberg ein Benediktiner von Tholey immatrikuliert: Heinrich von Alben (wohl von Saarlouis). Wieviele fahrende Schüler zogen durch Tholey und aus der Abtei in die Welt!

1404 wurde Johannes von Saarbrücken, sicher ein Graf, Bischof von Verdun; dieser Tatbestand lässt nebenbei auf nahe Beziehungen zwischen Saarbrücken und Tholey schliessen. Tholey lag ja im geistlichen Machtbereich des Bischofsvierecks Trier, Metz, Toul und Verdun. Dieses Verdun war übrigens kirchengeschichtlich so bedeutungslos wie Tholey. Im 14. und 15. Jahrhundert sind Angehörige des Adels aus der Nachbarschaft Äbte von Tholey. Nikolaus von Cues (1401—1464), dieses neuplatonische Quecksilber der Renaissance-Kirche, liess sich auch eine Pfründe in der

(Fortsetzung siehe Seite 114.)

bracht.  
Leben  
e Abt  
Hein-  
/l. auf

Cuno,  
ischof  
Weg  
g von  
estürzt  
4 war  
Trierer  
s lei-  
e Bis-  
Trie-  
Papst  
reiben  
n des  
grosse  
Wäl-  
ische-  
m war  
nn sie  
n und  
ählten  
ihrer  
de an  
edik-  
einrich  
Wie-  
n Tho-

ücken,  
rdun ;  
j auf  
ücken  
ja im  
chofs-  
rdun.  
rchen-  
e Tho-  
d An-  
chbar-  
s von  
latoni-  
ce-Kir-  
in der  
(114.)



***“C'est vraiment ce que je  
connais de plus pratique.”***

nous disait un exploitant agricole

Pour aller à la foire, vous pouvez atteler une remorque  
1.000 kg. : la Prairie a été faite pour cela.

Pour aller de la ferme à l'herbage, vous pouvez emprunter les  
plus mauvais chemins : la Prairie passe partout.

Pour aller à la chasse vous pouvez emmener six personnes et  
vos chiens : la Prairie est vaste et confortable.

**RENAULT**  
RÉGIE NATIONALE

**6/7 PLACES - 800 KG. - 100 KM. A L'HEURE**

Pfarrei St-Wendel geben, die 14 Kilometer von Tholey entfernt ist; aber Nikolaus selbst besuchte nie die Abtei.

Um 1483 wurden zur strengen Reformierung des Klosters Benediktinermönche von Maria-Laach nach Tholey versetzt.

Die reiche, nicht fürstliche Abtei Tholey hatte, wie jedes mäzenatisch reiche Stift des Mittelalters wohl stets auch einen wissenschaftlichen Kopf als Licht über dem Scheffel in einem stillen Winkel. Der Benediktiner Johannes Butzbach (1477—1526) von Maria-Laach erwähnt zwei Tholeyer Mönche Gerhard und Wilhelm, die schriftstellerisch tätig waren; doch kennen wir nicht ihre Bücher. Die Klosterschule von Tholey hatte einen guten Ruf. Seit 1494 durfte der Abt mit päpstlicher Erlaubnis die Mitra und andere bischöfliche Abzeichen tragen.

Elsässische und saarländische Bauern machten 1525 bei Herbitzheim (in der Nähe von Saargemünd) einen Sturm auf das Benediktinerinnenstift. Wellen der Aufregung und Bestürzung drangen bald nach Tholey. Ein lateinischer Hexameter am linken Portalpfeiler der Abteikirche lautet: «*captus erat Gallus, coeunt cum rure cohortes*» (= Der Gallier, der Franzosenkönig Franz I., war zu Pavia 1525 durch Kaiser Karl V. gefangen worden, als die Bauernscharen vom Lande sich zum Aufstand vereinigten). Dieser Kirchen-Hexameter erscheint noch heute als gelehrtes und erregtes Geschichtszeugnis über die Gefährlichkeit des deutschen Bauernkrieges. Vierhundert Jahre später jedoch wagte kein deutscher Klosterchronist mehr, mit einem Vers die braune Barbarei für immer zu brandmarken.

Im 16. Jahrhundert (bis 1580) regierten nacheinander sechs Holländer aus der Genossenschaft der Brüder des gemeinsamen Lebens als Äbte in Tholey; sie waren nicht adlig, wie sonst so oft Adlige von der Saar und von der Mosel die Abtei verwalteten; aber diese Holländer

brachten Zucht und Ordnung in das geistliche Leben der wirtschaftlich mächtigen Abtei. Aus dieser religiösen Genossenschaft der Brüder vom gemeinsamen Leben hatte einst auch der grosse theologische Sophist Erasmus geistige Zucht und klassisches Latein gelernt. Wenn aus den Niederlanden hintereinander so viele Äbte für das Kloster Tholey aus der gelehrten Genossenschaft der Brüder vom gemeinsamen Leben erscheinen, so zeugt dies sehr wahrscheinlich auch für eine bedeutende geistige Höhe der damaligen Tholeyer Mönche. In Tholey befinden sich noch heute einige alte Codices, die in der Abtei im 14. und 15. Jahrhundert abgeschrieben wurden; ihr Inhalt betrifft religiöse Dinge, juristische Fragen und medizinische Angelegenheiten.

Im Dreissigjährigen Kriege litt das Kloster Tholey schwer, wie bekanntlich alle solche kirchlichen Oasen und Inseln des Friedens in diesem langen mittelalterlichen Weltkrieg. Häufig mussten die Mönche aus ihrem stillen wohnlichen Kloster in enge, armselige Notunterkünfte flüchten infolge der Truppeneinmärsche bei dem ständig wechselnden Kriegsschauplatz. Im Bauernkrieg wie im Dreissigjährigen Krieg kamen ja die Abteien und die Klöster zuerst und ganz gründlich unter die Räder; sie wurden zu Nestern und Höhlen militärischer Raubtiere.

Mitglieder der Abtei Tholey spielen auch in den saarländischen Sagen eine Rolle.

Der Grundbesitz der Abtei war enorm, so gross wie ein Fürstentum. Im Jahre 1742 besass sie allein in ihrer näheren Umgebung 24 Wälder. In über 190 Orten hatte sie mehr oder minder grosse Güter.

Die Mönche von Tholey waren nicht weltabgewandt, sondern scharfe Beobachter des Zeitgeschehens. Die 190 Ortschaften, die ihnen tributpflichtig waren, spiegelten deutlich genug die Schwankungen, des festländischen Wirtschafts-

lebens. Abt Kaspar (um 1720) liess die stark beschädigten Gebäude der Abtei wiederherstellen. Auch Abt Theobert (1730—1759) tat sehr viel für den Wiederaufbau der Klostergebäude und die wissenschaftliche Bildung der Mönche.

Ein Luxemburger, Maximin Motté, wurde 1759 Abt und regierte bis 1768, obwohl durch einen französischen Subdiakon de Chimay sehr bedrängt, den Stanislaus Leszinsky, Herzog von Lothringen, als Abt einsetzen wollte.

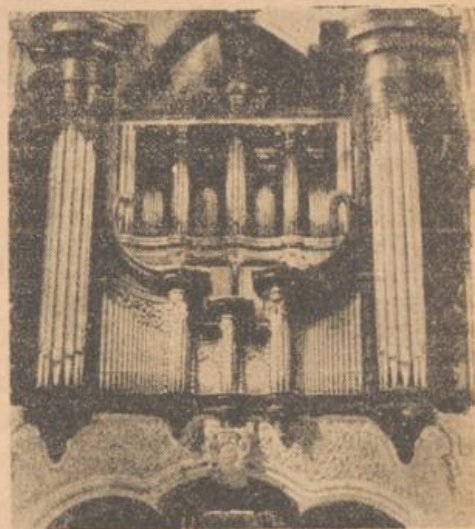
Am 2. November 1789 bestimmte die Französische Nationalversammlung, dass alle Kirchengüter dem Staate gehören. Am 13. Februar 1790 wurden alle Klöster aufgehoben. Aus diesen Vorgängen ist ersichtlich, dass Tholey damals zu Frankreich gehörte. Am 23. Februar 1793 kamen Revolutionstruppen des Generals Bournonville von Saarbrücken nach Tholey und begannen die Zerstörung der Abtei, mit Hilfe der dortigen Bevölkerung. Die Bibliothek und das Archiv der Abtei wurden auf elf Wagen hinaus auf einen Hügel gefahren und mit blinder Wut verbrannt. Reste von Blättern wurden aufgesammelt und noch geraume Zeit als Einwickelpapier in Geschäften verwandt. Die Bevölkerung empfing die Truppen damals mit Begeisterung.

Durch die Verbrennung der Klosterarchivalien in der französischen Revolution wurden die Grundlagen der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte von Tholey vollständig vernichtet. Damit verlor die Abtei auch den Ruhm einer über mehr als tausend Jahre wirkenden Bildungsmacht. Von den zwei Kirchen Tholeys blieb die Abteikirche des hl. Mauritius stehen, die noch heute gut erhalten ist. Die Johanniskirche wurde abgerissen.

Eine wechselvolle, spannungsreiche Geschichte von fast zwölfhundert Jahren ging mit der restlosen Vernichtung des Klosterarchivs unter. Hundertfünfzig Jahre später erlebte Tholey doch noch das Glück einer neuen benediktinischen Wirksamkeit.

1947 beschloss die Generalversammlung aller Benediktineräbte in Rom die Aufhebung des Klosters St-Matthias in Trier und dafür die Wiederbelebung der Abtei Tholey im Saarland, die dann freilich erst 1949 glückte; ihr Neu-Aufbau ist der Wiederentdeckung einer verschwundenen Quelle vergleichbar; aus einer ehemaligen Latifundien-Abtei entwickelt sich jetzt eine liturgische missionierende Geistesstätte.

Unter Abt Petrus Borne beginnt ein neues geistiges benediktinisches Morgenrot über dem Saarland. Dieser Abt war als Philosophieprofessor während seiner zehnjährigen Tätigkeit in Rom von 1937 bis 1947 der scharfsinnigste Kopf unter allen dortigen Lehrern der Weltweisheit. Auch in Tholey pflegt er persönlich mit grossem Eifer dieselbe Wissenschaft; daher haben wir die Gewissheit, nach Jahren ein gewichtiges Werk über die gesamte Philosophie auf deutsch in Buchform lesen und mit reichem Gewinn dauernd studieren zu können; *ut in omnibus glorificetur Deus* (damit Gott in allem verherrlicht werde). EOS.



Die Orgel der Abteikirche

(Photo Marasco, Strasbourg)



# Zahnschmerzen

EIN SCHRECKGESPENST ALLER VÖLKER

VON FERNAND CRIQUI

Ein türkischer Soldat begegnete eines Tages einem kleinen Jungen, der in Tränen zerfloss. Der beunruhigte Janitschare erkundigte sich nach der Ursache dieser jammervollen Zähnen. Der Knirps sah ihn aus grossen feuchten Augen an und erklärte zwischen zwei Stosscuffern, er sei von einer Schlange gebissen worden. Der sichtlich beruhigte Türke richtete sich auf und sagte: « Oh, das ist weiter nicht schlimm! Ich dachte nämlich schon, du hättest Zahnschmerzen. »

Diese aus Bosnien stammende Anekdote illustriert den ganzen Schrecken, den bei allen Völkern dieser Dämon, genannt « Zahnschmerzen », hervorgeufen hat. Es ist daher auch keineswegs überraschend, dass wir in dem merkwürdigen Sammelsurium des herkömmlichen Volkswissens auf einige Brocken einer echten, wenn auch primitiven zahnärztlichen Wissenschaft stossen. Trotzdem sind wir allerdings etwas überrascht zu erfahren, dass es die Ägypter vor viertausend Jahren glänzend verstanden, kranke Zähne zu behandeln, selbst Goldzähne herzustellen, und dass sie eine ganze Reihe von Heilmitteln gegen Zahnfistel und gegen Zahnschmerzen überhaupt besaßen. Aber unsere Begeisterung für die altägyptische Wissenschaft flaut etwas ab, wenn wir feststellen, dass die Aerzte jener Zeit sich auch, und vielleicht sogar vorwiegend, mit Zauberei beschäf-

tigten. Sie kannten Zaubersprüche, die die Krankheit vertreiben sollten, wie zum Beispiel diesen hier: « Oh Krankheit, du brichst Knochen und Steine. Verlasse diesen Körper, und begib dich in die Sümpfe und Felder! »

Unter der Vielzahl der volkstümlichen Heilmittel, deren Herkunft oftmals völlig unklar ist, gibt es eine ganze Menge, die unleugbar eine gewisse Wirksamkeit besitzen. Bei vielen anderen hingegen ist nicht die geringste Heilwirkung festzustellen, wenn man von einem nur rein suggestiven Einfluss absehen will. So musste bei den alten Römern die Mutter den Kopf einer Maus abbeissen, wenn sie ihrem Kinde das Zahnen erleichtern wollte. Um gegen Zahnschmerzen vorzubeugen, ist es auch heute noch in manchen Gegenden üblich, eine Maus zum Frühstück zu verzehren, allerdings gebraten, um besser den Anforderungen unserer heutigen Zivilisation zu entsprechen. An anderen Orten lässt man das Kind den ersten ausfallenden Zahn hinunterschlucken, damit es, so sagt man, zeitlebens keine Zahnschmerzen bekomme.

Einige absonderliche Heilmittel scheinen nur zur Befriedigung einer raffinierten sadistischen Neigung gewisser Barbaren erfunden zu sein. So war es üblich, dass die Bauern in Mittelfranken als Mittel zur Linderung

ihrer Zahnschmerzen einem lebenden Krebs ein Auge ausrissen, das sie dann zusammen mit etwas Tabak in einer Pfeife rauchten.

Johann von Gaddesden verwendete am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts Laubfroschfett, um schadhafte Zähne ausfallen zu machen. Das Mittel soll so wirksam sein, so behauptet jedenfalls der Verfasser, dass ein Ochse, der zufälligerweise auf dieses Tier beißt, augenblicklich sämtliche Zähne verliert.

Andere, ebenso sinnlose, wenn auch weniger grausame Heilmittel entspringen einer eindeutig magischen Geisteshaltung. In manchen ländlichen Gegenden von Frankreich ist man auch heute noch davon überzeugt, dass man die heftigsten Zahnschmerzen dadurch los werden kann, dass man einen Nagel mit drei Hammerschlägen in eine Tür schlägt. Findet man in der Pfalz auf seinem Wege einen Käfer, der auf dem Rücken liegt, so beeilt man sich, ihm wieder auf die Füße zu verhelfen. Als Gegenleistung hilft dann das Insekt gegen alle Zahnschmerzen. In anderen Gegenden trachtet man sich des Zahnwehs dadurch zu entledigen, dass man dasselbe durch allerlei höchst geheimnisvollen Hokupokus auf einen anderen Menschen zu übertragen versucht. So braucht man angeblich nur einen Besen in eine Kirche zu werfen, und dem ersten, der die Schwelle überschreitet, werden dadurch die Schmerzen aufgebürdet. Andere Anhänger wieder des magischen Verfahrens, die es allerdings mit der Nächstenliebe etwas genauer nehmen, übertragen ihr Leiden auf die Pflanzenwelt, zum Beispiel auf einen Obstbaum. Sie heben einen Teil der Baumrinde ab und schneiden sodann einen kleinen Span aus dem Stamm. Mit diesem Holzsplitter stochern sie nun so lange in dem Zahn herum, bis derselbe anfängt zu bluten. Dann legen sie den Span wieder

sorgsam an seine alte Stelle zurück, drücken die Rinde wieder an den Stamm und sind nun überzeugt, dass hierdurch die Zahnschmerzen gezwungen werden, aus dem Munde des Kranken in den Baumstamm zu wandern. Da Bäume keine Zähne haben, kann ihnen dieses Verfahren nicht schaden.

Es gibt noch andere magische Heilmittel, die nicht nur eigenartig, sondern vielfach auch höchst gesundheitsschädlich sind. Dazu gehört die über alle Massen befremdende Prozedur, den kranken Zahn mit einem rostigen, von einem Sarg stammenden Nagel zu bearbeiten. Natürlich dürfen dabei Zaubersprüche nicht fehlen.

\*\*

Trotz der Verirrungen dieser absonderlichen Heilzauber wäre es jedoch unbillig, wollte man die alten Bräuche der volkstümlichen Heilkunde samt und sonders verbannen. Denn es gibt in Wirklichkeit in der klassischen Medizin eine ganze Reihe von Heilmitteln, die seit Jahrhunderten vom Volk erkannt und verwendet wurden und deren Wirksamkeit die Wissenschaft voll bestätigen konnte. Bei einigen dieser Mittel gelang es wohl, ihre sedative Wirkung nachzuweisen, während das «Wie» dieser Wirkung zurzeit noch unklar ist.

Im folgenden seien nun einige volkstümliche, erfolgreiche Mittel gegen Zahnschmerzen angeführt.

Zunächst einmal ein rein physikalisches Mittel. Hat man einen hilfreichen Mitmenschen in der Nähe, so kann man seine Zahnschmerzen für einige Zeit dadurch lindern, dass dieser Helfer mit seiner rechten Hand kräftig den Handteller des Kranken reibt; sobald die durch das Reiben entstehende Hitze unerträglich wird, legt der Kranke sofort seine erhitzte Hand auf die Wange. Das mehrmals wiederholte Verfahren erreicht etwa dasselbe wie warme Umschläge.

Die Volksmedizin kennt auch sehr gut die ableitende Wirkung heisser Fussbäder, denen eine Handvoll Salz oder Asche zugesetzt wird.

Schnaps ist ein überall bekanntes und gebrauchtes Mittel gegen Zahnschmerzen. In vielen Gegenden nimmt man auch Essig, sei es in reinem Zustande oder als Zwiebelabsud. Diese Flüssigkeiten werden zur Mundspülung verwendet, oder es wird ein Tropfen davon in den hohlen Zahn gegeben.

Gegen Zahnschmerzen preist die Heilkunde des Volkes auch sehr die Breiumschläge (die sogenannten Katalpasmen). Es handelt sich dabei meist um einen Brei aus Mehl oder Pfeffer und Schnaps. Es wird auch vor allem das Senfpflaster (Sinapismus) verwendet.

Ausserordentlich verbreitet ist auch das Auflegen angewärmter, mit Hafer oder ähnlichem gefüllter Musselinsäckchen.

Als sehr zweckmässig erweist sich ferner die Wirkung des Dampfbades, mag es sich hierbei um kochendes Wasser, kochende Milch oder einen Kamillenabsud handeln.

Die Volksmedizin macht sich aber auch sehr mutig an die schwierige Frage der Zahntechnik heran. So verwendet man in Rumänien zum «*Plombieren*» eines Zahnes eine Mischung aus Pfeffer, Knoblauch, Weihrauch und Bilsenkraut (eine Giftpflanze, die übrigens seit Menschengedenken als Arzneimittel Verwendung gefunden hat). Diese Mischung wird sodann mit Schnaps sorgfältig zu einer Paste verarbeitet und damit wäre die Zahneinlage fertig. Aber in vielen anderen Gegenden gibt man sich erst gar keine Mühe mit der Herstellung komplizierter Mixturen, sondern man nimmt seine Zuflucht zu einem Tröpfchen Wachs, das den kranken Zahn verschliessen soll. Da dieses Mittel an und für sich etwas banal ist, hat man nicht versäumt, dasselbe mit



einem Schleier von Geheimnistuerei auszuschnücken. So muss zum Beispiel das Wachs von den beiden Kerzen stammen, zwischen welchen der Priester am St. Blasiustage den Gläubigen den Segen erteilt.

Auch das Unempfindlichmachen der Zahnerven ist für die volkstümliche Heilkunst kein Geheimnis. Die oben erwähnte Paste, deren sich die Rumänen bedienen, um damit einen hohlen Zahn zu füllen, besitzt gleichzeitig eine recht beachtlich anästhetische Wirkung. Ferner wird die Verwendung eines Tropfens Creosot gepriesen, der mit Hilfe von fest zusammengedrehter Watte in den hohlen Zahn gegeben wird. Das Creosot wird mancherorts auf eine sehr originelle Weise hergestellt. Ein Stück Zeitungspapier wird zu einer kleinen Tüte gedreht, angezündet und das sich bildende Creosot schlägt sich als brauner Tropfen auf einem kalten Teller nieder.

Zu allen Zeiten haben die pflanzlichen Heilmittel in der Volksmedizin eine Vorrangstellung bei den Anhängern der Naturheilkunde inne gehabt.

So wird gegen Zahnschmerzen vielfach die Heilwirkung gewisser Kräuter herangezogen, wie Wegerich, Goldrute und ganz besonders Kamille. Der Kamillenabsud wird oft mit Milch zubereitet (der Milch wurden ja stets von der Volksmedizin ganz besonders wertvolle Eigenschaften zugesprochen). Häufig wird der Absud durch ein feines, mit Salpeter bestreutes Leinentuch geseiht. Auch Aufgüsse von in Milch gekochtem Knoblauch oder in Essig gekochten Eichenblättern werden benutzt. All diese Abkochungen bzw. Aufgüsse dienen zur Mundspülung.

Manchmal werden Pflanzenteile auch direkt auf den kranken Zahn aufgelegt. Es werden hierzu besonders die Bertramwurzel und der Meerrettich, sowie in Milch gekochte und zerschnittene Feigen verwendet. Man legt auch eine heisse halbierte Zwiebel auf die Wange.

Man könnte die Liste solcher und ähnlicher Heilmittel beliebig erweitern. Die rein empirischen Entdeckungen der Volksmedizin scheinen ebenso erschöpfend wie die Phantasie ihrer Erfinder. Merkwürdigerweise wurden nicht nur Arzneimittel zur Behandlung der Zähne erdacht, es wurden auch die Zähne selbst als Heilmittel benutzt. Die Tibetaner verwenden noch heute Zähne zur Behandlung der Pocken und Geschwüre.

\*\*\*

Selbstverständlich haben all die angeführten Heilmittel nur eine rein sedative Wirkung, d. h. sie lindern zwar den Schmerz, haben aber keine eigentliche Heilung zur Folge. Wenn man sich auch, im dringendsten Falle, des einen oder des anderen dieser Rezepte bedienen kann, so darf man jedoch nicht vergessen, dass keines derselben geeignet ist, eine rationelle zahnärztliche Behandlung zu ersetzen. Die Folgen jeder Nachlässigkeit auf diesem Gebiet sind bekannt: lokale Infektionen (Angina, Mandelentzündung, Knochenhautent-

zündung, Entzündung der Mundschleimhaut usw.), sowie Infektionen genereller Art.

Die Zahnärzte mahnen mit grösstem Nachdruck, zur Vermeidung der Zahnerkrankungen, für eine peinliche Sauberkeit der Zähne Sorge zu tragen. Die Bedeutung dieser vorbeugenden Massnahmen wird vielfach falsch ausgelegt. Viele glauben, es genüge, täglich zweimal die Zähne zu putzen, um vor der Zahnfäule geschützt zu sein. Die Erfahrung zeigt jedoch, dass die Karies auch gutgepflegte Zähne befallen kann, während manche primitiven Völkstämme, die für ihre Zähne keinerlei Sorgfalt aufwenden, die Karies nicht kennen. Auch die wilden Tiere werden von dieser Krankheit nie befallen, während unsere Haustiere mit ihrer überzivilisierten Ernährungsweise eine deutliche Disposition für die Zahnfäule zeigen. Um die Karies zu vermeiden, oder um wenigstens ihre unheilvollen Folgen auf ein Geringstmass zu beschränken, ist es vor allen Dingen vonnöten, eine möglichst natürliche Ernährungsart zu adoptieren, die auch eine intensive Kau-tätigkeit erfordert: denn jedes zur Untätigkeit gezwungene Organ verkümmert schliesslich, und dessen Verkümmern kann dann auch allgemeine Störungen im Organismus nach sich ziehen. Das ist nicht nur beim Menschen so, sondern auch bei den Tieren. Man hat zum Beispiel festgestellt, dass bei Eichhörnchen schwere Gesundheitsstörungen auftreten, sobald diese Tiere zu weiches Futter bekommen und ihnen daher die Benutzungsmöglichkeit ihrer starken Nagezähne genommen ist. Womit wir nun aber keineswegs empfehlen, harte Bonbons, Nüsse oder Eisenstangen zu zerbeissen, um möglichst kräftige Raubtierzähne zu entwickeln. Wie überall, so wird auch hier die «goldene Mitte» der beste Wegweiser sein zu dem kostbarsten aller Güter, der Gesundheit.

Fernand CRIQUI





**D**IE Kreishauptstadt Molsheim besitzt noch eine gewisse Anzahl von Bauten vergangener Jahrhunderte, besonders der Renaissance, und bildet für Archäologen und Kenner alter Baukunst das Ziel einer Studienfahrt. Als Eingang zur Stadt ist noch ein hoher Turm erhalten mit zwei seitlichen kleinen späteren Anbauten. Die sich anschliessende alte Wehrmauer der Stadt ist von Wohngebäuden als Aussenwand benützt. Am Ende derselben steht noch der untere Teil eines runden Eckturms mit Konsolen eines ehemaligen Wehrgangs. Diesem folgt weiter ein grosser Teil der Wehrmauer. Der Wallgraben ist seit einigen Jahren infolge Erdauffüllung nicht mehr vorhanden.

An der Strasse zum Marktplatz wie auch auf diesem sind Gebäude in Holzfachwerk oder Steinbau der Renaissance, mitunter des XVIII. Jahrhunderts, errichtet. Weitere finden wir beinahe in jeder Strasse oder Gasse; besonders aber können wir einzelne Türen oder Fenster dieser Bauperioden in den Höfen der Häuser feststellen.

Auf dem Marktplatz ist besonders das grosse, architektonisch wertvolle Doppelgiebelhaus errichtet, welches heute

die grosse Metzsig genannt wird. Dieser Name wurde dem Gebäude erst in späterer Zeit gegeben, da dasselbe eher als Rathaus, wie in andern Städten des Elsass, errichtet wurde, wie uns die Geschichte dieser Bauten belehrt<sup>1)</sup>. Die Entwicklung dieser Bauten soll hier nur allgemein erläutert werden.

Wir müssen jedoch zur Kenntnis nehmen, dass vor der mittelalterlichen Zeit die Versammlungen der freien Bürger nicht in geschlossenen Räumen stattfanden. Es wurde hierzu entweder der grosse Hof eines Klosters, der freie Platz einer Kirche usw. gewählt. Ebenso spielte sich der Marktverkehr im Freien ab, und zwar in Planwagen, freien Ständen oder aufgerichteten Buden. Nach und nach musste auch an den Schutz vor Witterungseinflüssen von feineren Waren, wie Stoffe (Wolle und Seide), Juwelen usw., gedacht werden. Es bildeten sich an Häuserreihen die Lauben, wie wir solche noch in manchen alten Städten zum Teil erhalten finden<sup>2)</sup>. Als Folge dieser Lauben können wir uns dann die Errichtung

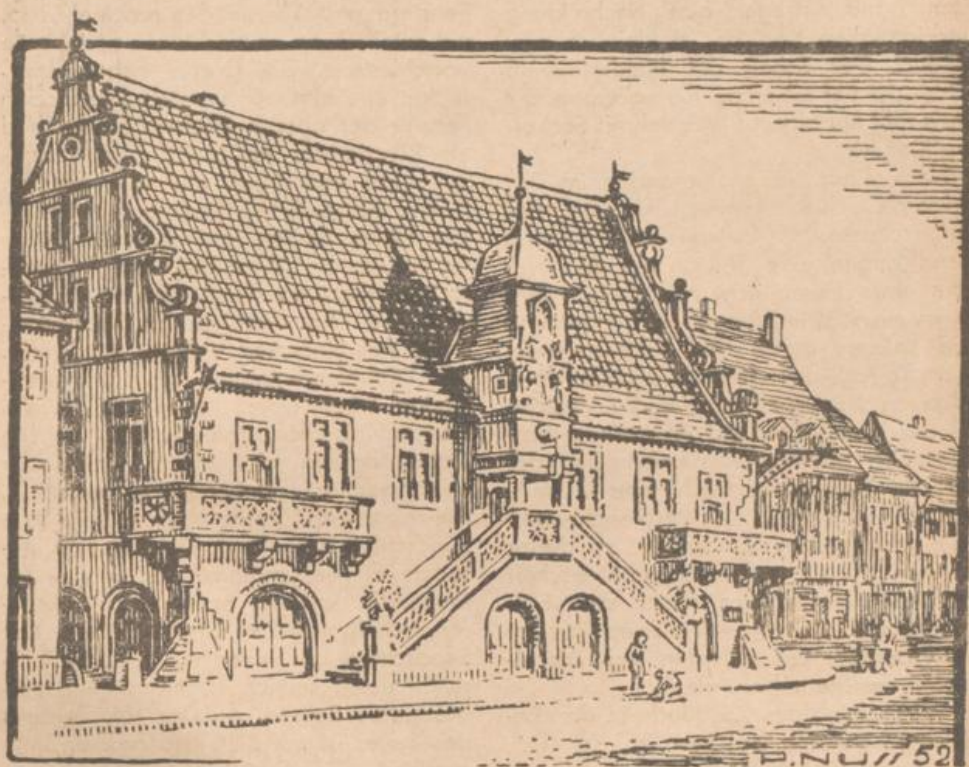
<sup>1)</sup> Rathaus in Colmar, Ensisheim, Mulhouse usw.

<sup>2)</sup> Die Gewerblauben in Strassbourg, der Platz St-Louis in Metz.

eines städtischen Gebäudes mit offenen Hallen im Erdgeschoss denken, wie uns ein solches in Molsheim erhalten ist<sup>3)</sup>. Für Versammlungen verlangte man später auch einen geschlossenen, grossen Saal<sup>4)</sup>, und so entstand dann durch die Verbindung der gedeckten Verkaufshalle im Erdgeschoss mit dem Saalbau im ersten Stockwerk das Rat- oder Bür-

mutlich auch das zu beschreibende Gebäude der grossen Metzger als mittelalterliches Rathaus entstanden. Seinen Architekturformen nach ist seine Bauzeit, abgesehen von einzelnen Bauteilen, in die Mitte des XVI. Jahrhunderts zu setzen.

Das Gebäude ist über einem rechteckigen Grundriss errichtet mit seiner



gerhaus. Selbstverständlich konnte der Saal auch wieder zu Marktzwecken, anderweitigen Versammlungen, zur Gerichtsbarkeit oder gar zu Festlichkeiten verwendet werden. Eine genaue Jahreszahl für die Entstehung dieser Rathäuser kann allgemein nicht angegeben werden. Nach vorstehenden Annahmen ist ver-

Längsrichtung von Südwest nach Nordost. Dasselbe besteht aus einem Erd- und einem Obergeschoss. Ersteres ist von 12 Stichbogengratgewölben, überdeckt, welche über den sechs Tragpfeilern durch Hausteingurtbogen mit beiderseitiger Kehlenprofilierung von einander getrennt sind. Diese Hausteinpfeiler sind als Achteckgrundriss an den Kanten abgefast. Der Raum als ehemalige offene Halle war durch zwölf grosse Öffnungen mit

<sup>3)</sup> Rathaus in Ensisheim.

<sup>4)</sup> Rathaus in Kayserberg, Colmar, Mulhouse usw.

Stichbogenabschluss zugänglich<sup>5)</sup>). Eine Verbindung innerhalb des Gebäudes zwischen Erdgeschoss und dem Stockwerk ist nicht vorhanden. Letzteres bestand ursprünglich aus einem grossen Saal. Acht Steinsäulen trugen profilierte, starke Unterzüge aus Holz zur Aufnahme der Deckenbalken<sup>6)</sup>. Von den Säulen ist leider infolge späterer Raumeinteilung nur noch eine einzige vorhanden. Das Kapitäl mit Astragal, eine Nachbildung des jonischen Kapitäls, ist kleinlich ausgeführt. Der Schaft mit quadratischem Grundriss hat allseitige Kannelierung. Die Basis ruht auf einem Piedestal mit Sockelprofilierung.

Nach einer Notiz, vorhanden im Bezirksarchiv, war seinerzeit ein Teil des Erdgeschosses an Metzger als Verkaufstand gegen eine Steuer von 25 Florin vermietet. Vermutlich wurden in dem Raum auch Schlachtungen vorgenommen, wie solches durch das Vorhandensein von Teilen der hierzu erforderlichen Spreizen bewiesen sein dürfte, welche für das Aufhängen und Ausnehmen von Grossvieh dienten. Ausserdem befindet sich im Fussboden noch eine Ablaufrinne zum Abführen des Verbrauchs- und Reinigungswassers<sup>7)</sup>. Heute ist dieser Raum als Lager an ein Spezereigeschäft vermietet. Ausserdem dient das Erdgeschoss als Depot der Feuerwehrräte. Im Obergeschoss befinden sich Diensträume der Steuerbehörde.

Wenngleich das Gebäude in der Renaissanceperiode errichtet ist, so sind, wie damals üblich, noch Motive der späten Gotik zur Anwendung gebracht, z. B. die Masswerkbrüstungen der Balkone und der Treppe, mit verschiedenen geo-

metrischen Zeichnungen<sup>8)</sup>. Weiter sehen wir zweiteilige und dreiteilige Fenster mit schmalen Mittelgewänden, welche in einer gewissen Höhe durch einen Zwischensturz verbunden sind und somit eine Kreuzform in den Fenstern bilden. — Das steile Dach ist an den Schmalseiten des Baues durch Giebel abgeschlossen. Die Ausbildung der Stockwerkfassaden ist durch die Verwendung von dreiteiligen Fenstern und Tür an der rechten Seite, mit zweiteiligen an der linken Seite, eine verschiedene. Die Giebel haben zweiteilige und einfache Fenster. Die runden Fenster der oberen Giebeldreiecke sind als Rundfenster mit nach innen abgescrägten Leibungen und abgetreppter Fläche ausgeführt<sup>9)</sup>. Gesimse von geringer Höhe deuten die Geschosse des Dachraums an. Dieselben sind in senkrechter Richtung durch Pilaster verbunden. Die Giebelschräge ist stockwerksweise mit einfachen Voluten abgedeckt. Als Giebelendigungen dienen Wetterfahnen über einer Kugel und einem schmiedeeisernen Volutenmotiv. — Die Gebäudeecken sind durch Eckquader verschiedener Flächengrösse verstärkt. Die einzelnen Steine sind mit glattem Randschlag ausgeführt, welcher eine gespitzte Fläche umrahmt. Die Sockel der Gebäudeeckquader bestehen aus niederen, schräggestellten Strebepfeilern. Der Randschlag der einzelnen Quader umrahmt einen seitlich abgerundeten, feingespitzten Bossen. — Das Hauptgesims des Baues ist mit Blatt und grosser Sima profiliert. Die Gurtgesimse haben eine gotisierende Form aus Schräge, Blatt und Kehle. Auf einer grossen Anzahl von Steinen findet man Steinmetzzeichen in ähn-

<sup>5)</sup> An den Giebelseiten je drei, an der Hinterfront vier, an der Platzfront zwei Oeffnungen, welche z. T. als Fenster und Türen umgeändert sind.

<sup>6)</sup> Die Zahl der Säulen ist durch Ansätze an den Unterzügen nachweisbar.

<sup>7)</sup> Es ist anzunehmen, dass durch den Schlachtbetrieb das Gebäude den Namen Metzsig im Volksmund erhalten hat.

<sup>8)</sup> Die Balkenbrüstung linksseits der Treppe war einer alten Zeichnung nach ursprünglich nicht vorhanden und ist vermutlich für Erhaltung der Symetrie der Fassade des Platzes später hinzugefügt worden. Die Balkonplatten werden von profilierten und mit Akanthusblättern geschmückten Konsolen getragen.

<sup>9)</sup> Eine ähnliche Oeffnung ist an der Ruine Hohbarr noch erhalten.



lichen Formen, wie solche an dem Bau des Hôtel du Commerce in Strasbourg vorhanden sind. — Der Zugang zum Stockwerk erfolgt durch eine zweiarmige monumentale Treppe, über deren Austrittspodest sich ein Türmchen erhebt. Das Podest ist als kleine Vorhalle ausgebildet und mit einem flachen Gratgewölbe überdeckt. Mit Rücksicht auf die Jahreszahl 1607 ist anzunehmen, dass diese Halle ähnlich wie am Rathaus in Mulhouse vorerst mit einem kleinen Dach überdeckt war und der Oberbau zum Anbringen von Zifferblättern hinzugefügt wurde. Das untere derselben zeigt in vier römischen Zahlen die Viertelstunden an; das darüberliegende grössere Blatt gibt uns mit 12 vergoldeten Ziffern die Stunden und die Viertelstunden an. Seitlich desselben stehen zwei Engel, welche mit beweglichen Holzarmen auf den

seitlich angebrachten Glocken die vorgenannten Zeiten schlagen. Eine von Säulchen getragene, abgerundete Gsimbsbekrönung umgrenzt eine Scheibe zur Angabe der Mondphasen. Die vergoldete Mondscheibe bewegt sich auf einem blauen Grunde. Die Statue einer Muttergottes mit dem Jesuskind dient als Bekrönung dieser nützlichen als auch dekorativen Zeitenangaben. Für die Dachform des Türmchens ist das sog. Glockendach mit Schieferdeckung gewählt und endigt ähnlich wie die Giebel mit einer Kugel und einer Wetterfahne. Die Ableitung des Wassers der Flachziegeldeckung des Gebäudes erfolgt durch dekorativ ausgebildete Wasserspeier mit Delphinköpfen, deren Ausladung von schmiedeeisernen Konsolen unterstützt wird.

Nach 1870 bis zur Errichtung eines Neubaus im Jahre 1908 hatte das Amtsgericht seinen Sitz in dem Gebäude. Dasselbe wurde im Jahre 1920 als geschichtliches Denkmal klassiert. Eine Instandsetzung der Aussenflächen und des Daches erfolgte 1931/32 unter der Leitung des Service des Monuments historiques in Strasbourg. Als weiterer Schmuck des Marktplatzes soll noch der schöne Brunnen der Renaissanceperiode mit seinem Bassin und der Mittelsäule genannt werden, welcher anscheinend in der Bauperiode des Rathauses errichtet wurde<sup>10)</sup>. Hoffen wir, dass beide Bau- und Denkmale vergangener Zeiten dauernd als Wahrzeichen der Stadt Molsheim erhalten bleiben.

C. CZARNOWSKY.

<sup>10)</sup> Diese Art Brunnen sind unter dem Namen Stockbrunnen bekannt.

## BANDAGISTE - ORTHOPÉDISTE Eugène STROHMENGER

Maitre-Bandagiste Diplômé - 4, rue de la Brigade Alsace-Lorraine - STRASBOURG - Téléphone 402.03  
Succursale: SAVERNE II, rue Poincaré

Spezialitäten: Plattfusseinlagen, Bruchbänder, Leibbinden, orthopädische Korsetts, künstliche Glieder und Apparate - sämtliche hygienischen Artikel  
Lieferant sämtlicher Kassen und Centre d'Appareillage Strasbourg



## DER STRASSBURGER MÜNSTERORAFFE

(Dessin Vix-Beulay)

**W**IR moderne Menschen brauchen zum Verständnis eines mittelalterlichen Bauwerkes mit seinem Figurenschmuck einen Erklärer. Trotzdem wird nicht immer alles ganz klar. So zum Beispiel stellen wir uns nur mühsam vor, wie der Roraffe an der grossen Münsterorgel, im hinteren Teil des Längsschiffes, « gewirkt » hat.

Tracht und Ausführung weisen auf das Ende des 15. Jahrhunderts hin. Ausserdem wissen wir, dass die Orgeldekoration in den Jahren 1489-90 erstellt wurde. Im Zuge der Erneuerung sind so auch die

Figuren angebracht worden. Doch sie teilten manchmal ihr Schicksal mit dem des Gotteshauses. Als man bei den Stützungs- und Neufundamentierungsarbeiten des grossen Turms von 1904 bis 1926 den Hochbau des Langhauses mit dem Turm enger verband, mussten die Figuren an der grossen Orgel abgenommen werden. Erst für die Einweihung der Orgel vom 7. Juli 1935 nahmen sie wieder ihren alten Platz ein, aber nicht für lange: der zweite Weltkrieg rief sie wieder herab. Im Monat Mai 1952 brachte das

Münsterbauamt sie wieder in die Höhe. Ihre Farbe wirkt noch besser, solange weisses Glas gegenüber in den Ersatzrahmen steht. Es wird zurzeit erst das dritte Hochfenster eingesetzt.

Die Orgel von 1385, die Andreas Silbermann 1714 überarbeitet hat, war schon 1489 umgeformt worden. Der Orgelfuss stammt vielleicht von dem damaligen Münsterwerkmeister Michael von Freiburg (Parler) mit drei seltsamen, beweglichen Figuren. Das Mittelstück hängt weit von der Orgel ab; es endigt in einer Blume, aus der vier musizierende Engel herauschauen. Auf dem Knauf steht ein goldener Löwe, worüber rittlings Samson sitzt. Er trägt das Gewand eines eleganten Junkers vom Königshof in Prag mit geschnörkeltem Bart und langen Ringellocken. Er öffnet des Tieres Rachen. Links steht ein Herold, dessen rechtes Hosenbein rot und dessen linkes weiss (die Stadtfarben) ist, mit einer Trompete in der Hand, von der das Stadtbanner herabfällt. Rechts ein wirscher Mann mit grosser Nase und weit geöffneten Augen, mit schwarzem Bart aus Rosshaar und schwarzem Haupthaar. Vom Spieltisch aus kann man, vermittels Drähten, die Körperteile bewegen. Gab der Organist via Pedal einen tiefen Ton, dann schien der Löwe den Rachen zu öffnen und zu brüllen; bei den Posaunen setzte der Trompeter zum Blasen an. Der Bärtige aber bewegte seinen breiten Mund und führte mit der Rechten Rednergebärden aus.

Im Hochmittelalter wusste man von belebten Orgeln in Bagdad und Byzanz, und die Dichter feierten mechanische Wunderwerke; doch wenige wie das Strassburger Werk des 14. Jahrhunderts kamen bis auf unsere Tage.

Die Deutung des Roraffen bringt manche Schwierigkeiten. Die Kopfbedeckung, die vereinzelt für einen Judenhut gehalten wurde, ist in den Stadtfarben rot-weiss gehalten. Demnach ist es ein Vertreter der Stadt: ein Läufer-Bote; darin sind sich Schneegans, Winckelmann, Reinhardt und Vix-Beulay einig.

Ein weiteres Problem lautet: welches war die Tätigkeit dieses Sonderlings? Schott in seinen « Lucubratiunculæ » und Geiler von Kaysersberg in seiner Bittschrift an den Rat im Jahre 1501 sprechen davon. Geiler, um die Abstellung von Missbräuchen bemüht, bittet die Obrigkeit, dem Unfug des Roraffen während des Gottesdienstes ein Ende setzen zu wollen, der besonders am Wallfahrtstag des Pfingstmontags einen Höhepunkt zu erreichen schien. Zuvor scheint die Kritik des Burschen sehr beliebt gewesen zu sein, denn in den alten Rechnungen des Frauenwerks wird 1417, 1418, 1423 und 1433 je ein Schilling für den Roraffenknecht ausgeworfen, 1441, 1459 und 1462 sogar 3, ja 1475 gar 4 Schillinge.

Uns ist heute unbegreiflich, wie die mittelalterliche Frömmigkeit dieses kritische Spiel im Gotteshaus ertrug. Zweifellos hat sie sich nicht daran gestossen, u. wir wissen nicht, ob Geiler recht bekam.

Nebenbei sei bemerkt: Etwas später als hier kam in Freiburg der Roraffe auf. wurde aber entfernt. Im alten Strassburg gab es ein Haus, das bis ins 18. Jahrhundert « Zum Roraffen » hiess. Und bei der Belagerung von Wasselnheim, anno 1448, führten die Angreifer eine Strassburger Kanone mit Namen « Roraffe » mit. Etwas später, 1507, entlieh Kaiser Maximilian von der Stadt eine Kanone, die der « junge Rohraffe » genannt ward.

Ch. WITTMER.

Ein Accordéon **HOHNER**

Ein Saxo **SELMER**

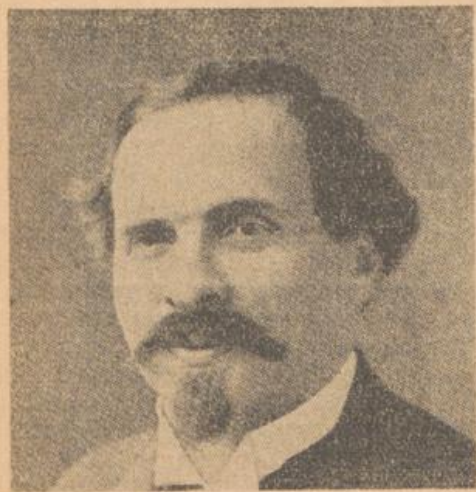
aus dem

Versandhaus HAAR - Strasbg.

Magasin de Musique **J. HAAR & C<sup>ie</sup>**

29, rue du 22-Novembre - STRASBOURG

Katalog gratis auf Verlangen



## Thomas SELTZ

Zum 80. Geburtstag des  
elsässischen Journalisten

Ein Journalist ist ein sein Leben lang gehetzter Mensch, dessen Tätigkeit Tag für Tag der Kritik von Tausenden von Lesern ausgesetzt ist. Im Gegensatz zum Schriftsteller, der sein Werk in aller Stille ausreifen lässt, muss er zu jeder Stunde bereit sein, den von ihm erwarteten Beitrag rasch und in verständlicher Fassung niederzuschreiben. Dass dabei auch auf den Gehalt Wert gelegt wird, ist für jeden selbstverständlich, der seinen Ruf wahren will. Voraussetzung ist eine natürliche Begabung, die sich bei nie versagender Geistesgegenwart und unaufhörlich vermehrtem Wissen schöpferisch schreibgewandt auswirkt.

Auch die Erzeugnisse des Journalisten gehören als Ausdruck seiner Zeit dem Schrifttum an, das mit den Werken der Dichter und Künstler Kulturwert besitzt und den Charakter einer Epoche

offenbart. In solcher Beleuchtung erhält selbst die einfache Berichterstattung ein anderes Gesicht, an dessen oft ganz seltsam ausgeprägten Zügen der Zeitendeuter besondere Freude empfindet.

Mancher Schriftsteller hat nämlich seinen Ruf nur dem glücklichen Umstände zu verdanken, dass es ihm rechtzeitig vergönnt war, die von ihm als Journalist veröffentlichten Arbeiten in Büchern zusammenzustellen, die über die immerhin beschränkte Zahl der Zeitungsleser hinaus für ihn werben. Solche Veröffentlichungen werden nicht nur als wertvolle Dokumente einer Zeit geschätzt, sondern verdienen auch als Bekenntnisse auserlesener Köpfe zu den die Menschheit bewegenden Fragen ernste Aufmerksamkeit. Leider finden viele unserer fähigsten Journalisten, die völlig in ihrem Beruf aufgehen, kaum die erforderliche Zeit, die notwendige Sichtung unter ihren Arbeiten vorzunehmen. Es bleibt dann den Freunden oder späteren Historikern und Publizisten überlassen, in mühevoller Kleinarbeit auf die Leistung zurückkommen, das Gedankengut aus den Zeitungen herauszulesen und einer aufhorchenden Allgemeinheit im Zusammenhang zu unterbreiten. Der Nachwelt Erstaunen über den Reichtum der Ideen, die von Journalisten unserer angeblich kopflosen Zeit hochherzig ausgestreut wurden, wird bei gesteigerter Gefährdung der Geistigkeit durch einen verantwortungslosen Materialismus sicherlich gross sein und vielleicht zu neuen Anregungen führen...

Diese und ähnliche Erwägungen beschäftigen uns am 80. Geburtstag eines unserer verdienstvollsten Mitarbeiter, des von seinen Lesern und Freunden im ganzen Lande hochgeehrten Thomas Seltz, der sein ganzes Leben unermüdet und unverzagt dem Journalismus gewidmet hat.

Thomas Seltz wurde am 21. Dezember 1872 in Artolsheim geboren. Sein Vater war Lehrer. Mit zehn Jahren kam der Sprössling ins Collège von Matzenheim, wo er eine ausgezeichnete Ausbildung erhielt. Später kam er ins Bischöfliche Gymnasium zu Strassbourg, wo er sich bereits als Sekundaner literarisch betätigte. An der Strassburger Universität studierte Seltz Geschichte, Philosophie, Sprachwissenschaften, Kunstgeschichte und Nationalökonomie. Er trat 1896 in die Redaktion des «Elsässer» ein, wo er anfangs hauptsächlich den feuilletonistischen Teil besorgte. Erst im Jahre 1906 wird ihm die politische Leitung des Blattes anvertraut, welche er bis zur Wahl als Député in die französische Kammer am 16. November 1919 mit viel Klugheit auch über die schwierigsten Zeiten hinaus behauptet hat. Er verfügt, was besonders von politischen Gegnern zuweilen sehr unangenehm empfunden wurde, über ein hervorragendes Gedächtnis, grosse Belesenheit, gesunden Mutterwitz und ein reifes Urteil. Er vereint in sich Gegensätze, die einen zum Verzweifeln bringen könnten. Seltz ist Aesthet und Mystiker, Träumer und Wirklichkeitsmensch, Freigeist in des Wortes edelster Bedeutung und streng gläubiger Christ, ironisch spitz und doch demütig bescheiden. Er hat kein Buch veröffentlicht und gehört doch zu unseren fruchtbarsten und geistvollsten Literaten.

Nach Tausenden zählen die literarischen Beiträge, die im «Elsässer» vor und nach dem ersten Weltkrieg, im «Hochland», in verschiedenen kleineren Zeitschriften und Zeitungen der Heimat erschienen sind. Die Tätigkeit im Parlament, die sich auf die Zeit zwischen den beiden Kriegen erstreckt, schränkt seine Mitarbeit an dem von ihm bevorzugten Blättern nicht ein. Sie gibt vielmehr Anlass zu oft ganz lustigen Enthüllungen. Nach dem Zusammenbruch der Naziherrschaft schöpft

er, an Erfahrungen reicher, erst recht aus dem Vollen, wie u. a. glänzende Chroniken im Wochenblatt «Honneur et Patrie» bezeugen. Die Darstellung ist stets lebendig und fesselnd.

Seltz ist unser bester Chronist. Er versteht es aber nicht nur, Ereignisse der Vergangenheit anschaulich zu schildern, et hat auch gelegentlich ein sicheres Empfinden für Zukunftswerte offenbart. Seltz hat René Schickelé entdeckt. Obwohl er sich gegen eine solche Behauptung wehrt, da Schickelé sich auch ohne sein Eintreten durchgesetzt hätte, bleibt es sein unbestrittenes Verdienst, den Dichter gefördert und an ihn geglaubt zu haben, auch wo das unter gewissen Verhältnissen nicht immer geboten schien.

Als René Schickelé im Jahre 1902 bei Ludolf Beust seine «Sommerächte» herausbrachte, widmete ihm Seltz ein begeistertes Feuilleton. Schickelé war damit lanziert. Es hebt die Zeit des «Stürmer» an, über die seit Carl Gruber viele geschrieben haben, keiner aber so lebendig und warm wie Thomas Seltz, der wiederholt die Erinnerung an die bedeutendsten Köpfe dieses Kreises aufgefrischt und noch vor nicht allzulanger Zeit in einer Reihe fesselnder Beiträge in «Honneur et Patrie» die Bewegung ausgiebig gewürdigt hat. Seltz deckt in gemütlichem Plauderton Persönliches und Intimes auf; er weiss Zusammenhänge blosszulegen und Tatsachen in ein so helles Licht zu stellen, dass sie in ihrer vollen Bedeutung erkannt werden.

Sein umfassendes Wissen, der Bienenfleiss, mit dem er, unterstützt durch ein nie trügendes Gedächtnis, alles zusammentrug, was zur Erklärung erforderlich war, die Ironie, die sich oft in Andeutungen gefiel, der kritische Blick, der immer das Richtige traf, verhallen auch seinen Chroniken «Aus Heimat und Fremde», die regelmässig im «Elsässer» erschienen, zu einem grossen Erfolg. In diesen Feuilletons

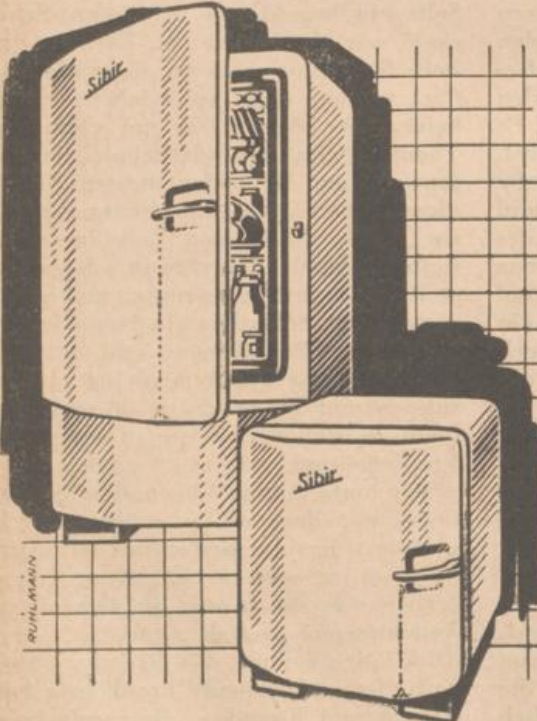


hat er zu allen Veröffentlichungen im Buchhandel und in der loseren Publizistik der Zeitschriften und Zeitungen, die sich mit elsässischen Fragen beschäftigten, frei und mutig Stellung genommen. In der « Kleinen Revue », die er ebenfalls vor dem ersten Weltkrieg als Beilage des « Elsässer » ins Leben rief, schuf er ein Organ, das ein wertvolles Repertorium der Geisteskämpfe jener Zeit bildet und nach dem Kriege von ihm wieder aufgenommen wurde.

Thomas Seltz, der oft mit einem einfachen M.R. oder mit dem Pseudonym Paul Lainé zeichnete, verfügt über einen volkstümlichen Stil, der auch bei höherem Gedankenflug nie gekünstelt wirkt. Er, der stets in der vordersten Linie der elsässischen Journalisten

stand, hat neben René Schickelé auch andere jüngere Kräfte bei ihren ersten Versuchen wohlwollend unterstützt ; er gab Wilhelm Scheuermann Gelegenheit, die Kunstkritik auf ein Niveau zu bringen, das sie früher bei uns nicht gekannt hat ; er hat Lucien Pflieger in seinem Schaffen ermuntert und noch viele andere, die sich an ihn wandten, klug beraten und gefördert. Dabei blieb er stets darauf bedacht, seinen Blick nie durch die Enge unserer Verhältnisse trüben zu lassen. Wohl wurzelt er tief im heimischen Boden. Aber darüber hinaus hebt sich seine literarische Persönlichkeit in voller Freiheit ab.

Paul CASPER



**LA REFRIGERATION  
ELECTRIQUE**

★

**SIBIR**

METAP-ST. LOUIS-HT. RHIN.

*des deux modèles économiques*

# Wenn das so weiter geht!

## *Eine zeitgemässe Betrachtung*

Tag für Tag vermehrt sich die Erdbevölkerung um 55.000 Seelen, die Bewohnerzahl einer mittleren Stadt. Gegenwärtig leben 2.264.000.000 Menschen auf dem Erdball; in fünfzig Jahren werden es drei Milliarden sein! Wohin mit diesem unaufhörlichen Menschenzuwachs? Wird die Erde all diese zusätzlichen Esser ernähren können?

Es ist dies eines der schwierigsten Probleme der Gegenwart, über das die fähigsten Köpfe aller Länder immer wieder nachgrübeln. Man findet es beängstigend, dass der grösste Teil dieses täglichen Bevölkerungszuwachses — 40.000 Seelen auf 55.000 — gerade in einem ausgesprochenen Hungergebiete wie Indien zu verzeichnen ist, einem Lande, wo die durchschnittliche Nahrungsmittelversorgung noch nicht einmal 2400 Kalorien pro Tag erreicht.

Aehnlich steht es in Japan, wo die Ernährungslage noch schlimmer ist (unter 2000 Kalorien pro Tag): hier hat sich die Bevölkerung innerhalb von siebzig Jahren verdreifacht! Auch in Deutschland ist trotz der immer noch nicht ganz überwundenen Lebensmittelknappheit ein ständiger Geburtenüberschuss zu verzeichnen.

Ebensostark wie in Japan vermehrt sich die Bevölkerung in Nordafrika, vor allem in Marokko und in Algerien. Und sogar England hat in dieser Beziehung seine Sorgen: es steht am Rande des Hungerns, denn die eigene Lebensmittelproduktion dieses nicht besonders fruchtbaren Landes genügt keineswegs, um den Bedarf seiner im Verhältnis viel zu starken Bevölkerung zu decken.

In China — wie in Indien und allen andern, den Reis als Hauptnahrungsmittel benötigenden Ländern, ein Gebiet mit ausgesprochener Hungersnot-Disposition — dürfte die zurzeit schätzungsweise 500 Millionen Seelen betragende Bevölkerung in fünfzehn Jahren auf 800 Millionen angewachsen sein...

Rein äusserlich gesehen dürfte die rapide Vermehrung der Erdbevölkerung hauptsächlich auf den ungeheuren Fortschritt von Technik und Wissenschaft in den letzten hundert Jahren zurückzuführen sein. Hygiene und ärztliche Kunst haben — nicht nur in Europa und Amerika, sondern auch in den Kolonien und sonstigen Gebieten mit rückständiger Bevölkerung — die Sterblichkeit vermindert und die durchschnittliche Lebensdauer verlängert. Der Ertrag der Bodenbewirtschaftung wurde erhöht, und viele zuvor fast menschenleere Gebiete wurden besiedelt und für die Landwirtschaft erschlossen. Gleichzeitig ballten sich durch die Industrialisierung gewaltige Menschenmassen in den Städten zusammen.

Doch ist all dies nur die äussere Auswirkung eines viel tieferen Vorganges, der sich auf seelisch-geistigem Gebiete abspielt. Viele einsichtige Männer der Gegenwart stellen sich, im Gegensatz zu der rein materialistischen Wissenschaft, auf den Standpunkt, dass jeder Mensch eine unzerstörbare geistige Individualität ist, die sich immer wieder auf der Erde verkörpert und sich derart vervollkommnet. Die Menschheit umfasst also nicht nur jene, die gegenwärtig auf der Erde leben, sondern

auch die viel zahlreicheren Seelen, die eine neue Reinkarnation erwarten.

Indem die höheren geistigen Mächte, denen die Weltenlenkung obliegt, nun immer mehr Menschenseelen sich verkörpern lassen, bringen sie eine Periode schwerer Prüfungen über die irdische Menschheit und zwingen sie, eine neue, sozialere Lebensform anzustreben, ein gemeinsames Erschliessen aller Reichtümer des Erdballs in wahrhaft brüderlichem Geiste.

Tatsächlich haben uns die letzten hundert Jahre, parallel mit dem Anwachsen der Erdbevölkerung, eine in der Geschichte noch nie dagewesene Zahl von Kriegen, Revolutionen, Hungerkatastrophen usw. « beschert ». Wie Lucien Corosi vor einiger Zeit in einer diesbezüglichen Studie feststellte, gab es allein in den ersten fünfzig Jahren des 20. Jahrhunderts 46 Kriege, die 70 Millionen Menschenleben forderten. Und trotz dieser entsetzlichen Verluste ist die Zahl der Erdenbewohner weiter angestiegen . . .

Auf die Frage, ob die Erde all ihren Bewohnern, selbst wenn sich ihre Zahl verdoppeln und verdreifachen sollte, ausreichende Nahrung bieten kann, antwortet die moderne Wissenschaft mit einem entschiedenen Ja. Die heutige Chemie und Technik sind in der Lage, den Bodenertrag noch weiter zu steigern und neue Ernährungsquellen zu erschliessen. Wie Prof. E. G. Rochow von der Harvard-Universität auf dem Chemiker-Kongress in Newark erklärte, könnten auf dem Erdball bequem 15 Milliarden Menschen existieren, vorausgesetzt natürlich, dass sie miteinander und nicht gegeneinander leben...

*Alfred Denu*



**BAUME TUE NERF MIRIGA**  
Wirksames Mittel gegen  
**ZAHNSCHMERZEN**  
Alle Apotheken - Visa 518 - P. 6. 384

Der Verkauf  
der Uhren

**ZAN**

erfolgt direkt durch eine  
wirkliche **Fabrik**

**ZAN**

verkauft direkt  
seine Uhren v. höchster Qualität

**ZAN**

verkauft direkt  
seine Uhren zu mässigen Preisen

Alle unsere Uhren sind ausschliesslich mit Ankerwerken ab 15 Steinen versehen und werden mit Garantieschein geliefert. Trotzdem bleiben wir im Dienste unserer Kunden für jegliche Reparatur, selbst nach der Garantiefrist.

Unser Katalog wird gratis auf  
einfaches Verlangen zugesandt.

Für alle Ihre Einkäufe

MONTRES **ZAN**  
eine einzige Adresse  
**MONTRES**  
Morteau  
(Doubs)  
Fernand **ZAHND**  
9, RUE FAUCHE, MORTEAU



## DER TOD UND DIE LIEBE



IN seinem schönen Landhaus am Seeufer — dort wo der Wald herabzusteigen und die Häuser vor dem Wasser in Schutz zu nehmen scheint — lag ein junger Mann krank danieder, ohne dass die Ärzte Ursache und Namen seines Leidens angeben konnten. Sie untersuchten ihn täglich und gingen immer wieder kopfschüttelnd; denn kaum glaubten sie, einmal dem Übel auf der Spur zu sein und die Zeichen der Krankheit zu begreifen, so veränderte sich diese. Es kam dazu, dass der Kranke ungeduldig zu werden begann und darauf verfiel, seine Ärzte irrezuführen. Absichtlich beantwortete er ihre Fragen unaufrichtig, schilderte Wahrnehmungen, die er nicht gemacht hatte; und die Ratlosigkeit der weisen Herren wurde ihm auf diese Weise fast zu einer Art Zerstreung. Inzwischen aber besserte sich sein Zustand in nichts. Er litt nicht eigentlich Schmerzen, ja manchmal, gerade wenn die Doktoren ihre bedenklichsten Gesichter machten und er sehr bleich dalag, war ihm auf eine sonderbare Art wohl. Nur eine tiefe Müdigkeit zehrte fortwährend an ihm, eine dumpfe Schwere hielt ihn in den Kissen

zurück, wenn er sich erheben wollte, und zuweilen gaukelte der Kreislauf seines Blutes ihm vor, er treibe auf einem Strom, mit dessen dunkel gefärbten Wogen er sich vermengte.

Der bleiche fahle Schatten jedoch, der, nur für den Kranken sichtbar, am Rande des Bettes kauerte, das war wohl der Tod. Aber er blieb nicht allein: eine Mädchengestalt sass neben ihm und rang mit ihm einen stummen verzweifelten Kampf um das Opfer. Sie verliess ihn nie und entfernte sich nur, wenn Besucher sich meldeten oder die Ärzte nahten. Der kranke Mann aber sah nur das Mädchen; nicht bloss mit den beiden körperlichen Augen, die Wohlgefallen an ihr hatten und sich an dem Anblick der schönen Gefährtin labten, sondern auch mit den glühenden Augen seiner Seele. Den Tod — den sah er nicht. Seine Anwesenheit wurde ihm nur dunkel fühlbar, zuweilen, wenn plötzliche Schmerzen ihn taumeln machten und verwirrten, ohne dass sein Bewusstsein ihn gänzlich verliess, oder wenn er sie aus den Zügen der Geliebten las, die manchmal entsetzt von ihm abirrten und ins Leere starrten.

Die Augen der Liebe stiessen sich an dieser glasharten, zähen Leere wie an einem feindlichen Gegenstand. Dann seufzte der Kranke tief und sehnsuchtsvoll. Schnell wendeten die Liebesblicke sich ihm wieder zu und warfen ein schützendes Netz über ihn hin. Diese fürsorgende Liebe machte den Siechen gefügig und scheuchte die Verzweiflung fort. Nur eines konnte die Liebe nicht bannen:



die Gefahr. Auch gegen das Leiden selbst war Liebe kein Mittel. Das blieb geheimnisvoll namenlos und liess sich nicht fassen trotz der unermüdlichen Versuche der gelehrten Männer, die gerufen und ungerufen sich immer wieder an das Krankenlager drängten. Die einen, weil die reiche Entlohnung, die andern, weil die Wissenschaft sie lockte.

Eines Abends, als die Ärzte wieder einmal ratlos waren und kopfschüttelnd die fiebrigen Worte der Sehnsucht hörten, die der Kranke seiner Liebe darbrachte — sie begriffen nicht, wie aus der Bedrängnis der Schmerzen und des Siechtums ein so starkes Gefühl immer wieder hervorbrechen konnte — klopfte es an die Tür. Man öffnete. Ein Wanderer stand da und begehrte Aufnahme in den Rat der Ratlosen. Als die seinen Namen hörten, schüttelten sie die Köpfe und sahen einander bedeutungsvoll an. Der Mann, der sich in ihren Kreis drängte, war ihnen als Quacksalber und als ein Beschwörer berüchtigt und bekannt. Seine von aller Wissenschaft abgekehrten Weissagungen und Auslegungen hatten schon manches Unheil angerichtet, und sie erwogen, ob es zulässig sei, den Kranken durch einen solchen Gaukler beunruhigen zu lassen. Der ungeduldige

Patient aber suchte eine Zerstreuung und Ablenkung, denn die Stunden waren ihm endlos lang geworden, und auch die Gespräche der Liebe begannen ihn zu ermüden. Mit der Geduld, die das lange Siechtum aufgezehrt hatte, war auch jeder Glaube und jede Hoffnung entschunden. Er horchte auf. Die Ärzte berieten noch immer, ob sie den Ankömmling in ihren Rat aufnehmen sollten. Schnell waren sie einig, es nicht zu tun. Hohn und Hass lag in ihren Worten und darunter die Qual eines unfreiwilligen, knirschenden Respektes. Der Kranke hörte den Arzt flüstern: « Der Giftmischer soll nicht über die Schwelle, er würde den Kranken toll machen mit seinem sechsten Sinn. » Da lachten die andern höhnisch und nickten zustimmend. Schon wendete einer sich nach der Tür, um den Fremden abzuweisen, als der Kranke den Mund aufat und rief: « Der Mann soll kommen, ich warte auf ihn, seit ich daniederliege. Er soll endlich eintreten. » Seine Wangen färbten sich rot, die Augenlider gingen hoch, und während die Ärzte zögernd dastanden, rief sein Mund noch einmal, ungeduldiger, lauter und gebieterischer nach dem Fremden, sodass die Ärzte über die Kraft seiner Stimme staunten. Sie wichen betroffen und verletzt zurück, während ein Diener den Willen seines Herrn ausführte und den Harrenden eintreten liess.

Der neue Ankömmling begrüßte lächelnd den gelehrten Kreis und so wie einer, der mit allen seit langer Zeit vertraut ist. Er sah so aus, dass er gut zu ihnen passte, nur seine brillenlosen Augen waren von einer grossen, erfrischenden Tiefe. Er sah den Kranken lange forschend an und blickte gesammelt in seine unstillen Fieberaugen. Es folgte ein langes Schweigen, während die beiden Männer sich immerzu ansahen. Die Blicke des Leidenden forschten nach der Sendung des Fremden, und wenn sie zuerst bald herausfordernd, bald misstrauend, bald überlegen den Inhalt des eigenen

Wesens verbargen, so war doch die tiefe, dunkle und überzeugende Frage im Auge des Besuchers so mächtig durch ihr Wohlwollen und die sichtbare Kraft ihrer Milde, dass der Kranke den ängstlich gehüteten inneren Besitz widerstandslos auslieferte. Er lag vor dem gütigen Späherauge hüllenloser da als der leidende Leib.

Die Prüfung war beendet. Der Wand zugekehrt ruhte ein stöhnender Mensch und atmete schnell. Sein Gast kehrte sich den Kollegen zu, die sich räusperten und Zeichen der Ungeduld gaben.

« Meine Herren », sagte er, « auch ich kenne die Gefahr, in der euer Schützling schwebt, und sehe die Drohung des nahen Todes, dem ihr ihn entreissen wollt. Ja, meine Herren, der Tod sitzt auf dem Gesims dieses Hauses und lässt sich wohl auf den Rand dieses Bettes nieder, um mit euch zu kämpfen und euch zu besiegen. Aber ich sage euch, nicht der Körper ist es, den er zerstören will. Gerne überlässt er ihn euch und euren Künsten. Er will etwas töten, wofür die Genesung des Leibes der Preis ist. Das trachtet zu finden und ihm gutwillig auszuliefern, denn er ist doch der Stärkere. Mehr weiss ich nicht. Wenn die Tore der Stadt hinter mir liegen und ich im Abenddunkel über die glühenden Gelände wandere, suchen mich Ahnungen heim, die ich jetzt noch nicht kenne. Doch ihr werdet fern sein und nicht hören und weitertragen können, was mein Mund dann zu sprechen fähig wäre. Nun sucht und helft euch selbst ! »

« Das wollen wir ! » riefen sie dem Manne höhnisch zu, der sich abwandte, um zu gehen, « und euer ödes Gerede soll uns dabei nicht hinderlich sein. »

Der Kranke aber, der dem Sprecher immer atemloser gelauscht hatte, während dieser leise jedes Wort abwog und ihm den Rücken kehrte, richtete sich mühelos auf, zur Verwunderung der Ärzte, die ihn anstarrten wie ein Gespenst. Er streckte die blasse, schmale

Hand nach dem Fremden aus und rief : « Leb wohl, mein Freund ! » Der so Angerufene wandte sich noch einmal um, drückte die dargebotene Rechte und sah in die feuchten Augen, die mit neuem Ausdruck von ihm Abschied nahmen. « Leb wohl, mein Freund » klang es noch einmal, beinahe zärtlich, dann sank der Kranke zurück, und während der Unbekannte die Schwelle überschritt, folgten ihm suchende Augen und blieben auf die Tür gerichtet, durch die er gegangen war. Dann fielen sie zu, und die Lider schlossen sich zu tiefem Schlummer. Die Ärzte traten an ihn heran und betrachteten den Schläfer mit leisem Misstrauen. So tief und fest hatte er noch nicht geschlafen seit dem Beginn seiner Krankheit. Sie sahen einander an. In ihren Blicken standen tausend Fragen und die Neugier, den Mann nach seinem Erwachen wiederzusehen.

Der Schläfer blieb nicht allein. Ein Kleid rauschte ; vorsichtig lugte aus dem Nebenraum das Mädchen. Die Züge waren übernächtlich, die nachtawachen Augen brannten. Die Geliebte nahm den Platz am Fussende des Bettes ein, an dem sie viele Nächte gesessen hatte. Betroffen erkannte sie den tiefen Schlaf, in den der betreute Mann gefallen war, und staunte über den Frieden, der die schmerzverzerrten Züge plötzlich glättete. Sie staunte auch über die Tiefe des Schlafes, denn seit Monden war der Geliebte immer erwacht, sobald sie sich bei ihm niederliess. Er sagte stets, dass er nicht geschlafen, sondern mit geschlossenen Lidern auf sie gewartet habe. Jetzt schlief er wirklich, tief und fest wie ein Gesunder. Da liess etwas in ihr nach. Wie ein gespannter Bogen nachlässt und wieder zum Stab wird. Zum erstenmal war sie mit dem Manne allein wie mit einem Toten, mit ihm und doch ohne ihn. Sie war unbeobachtet, und ihre Augen nahmen einen neuen Ausdruck an, als sie auf dem Schläfer ruhten. Die Angst und Sorge um ihn war erloschen und wich einer ande-



ren zornigen Bangigkeit, die dem eigenen Leben, den eigenen Wünschen und der eigenen Zukunft galt. Ja, aus ihren Tiefen zuckte ein Gefühl der Erbitterung, ein leiser und feiner Hass auf, doch sie erkannte ihn nur an dem jähen, grellen Widerschein, der wie ein Blitz über die Züge des Schlafenden irrte. Eine plötzliche Zärtlichkeit verdrängte schnell, was da so drohend aufzüngelte, und warf einen aus den Tränen vieler durchweinten Nächte gewobenen feuchten Schleier um sie. Der Kopf des Mädchens sank nieder, und ihre müden Blicke starrten in den Schoss. Ein tiefer Seufzer hob die halbentblösste Brust, die Hände streckten sich wie zur Abwehr aus und wollten einem unfassbaren Gefühl den Eintritt in die Seele weigern.

Mit einem Male war dem Mädchen, als wünsche es, dass der Geliebte vollkommen genesen zu neuer Liebeskraft aus diesem Schlummer erwachen möge, oder dass seine Augen unter den schweren Lidern einsänken und brächen, vom Tode ausgelöscht und zerdrückt. Der Schlafende stöhnte. Da erbebte das Mädchen und starrte ihn an, als erwachte es selbst aus wüstem Traum. Nun schlug er die Augen auf. Der bleischwere Schlummer

hatte die Krankheitserlebnisse der letzten Stunden in weite Ferne gerückt und mit jener blassen Bewusstseinschicht überzogen, die sonst nur die Träume haben. Er lächelte, räusperte sich ein wenig und sagte zu der noch immer Sprachlosen, die ihm, um sich selbst zu beruhigen, mit der Hand durch das Haar strich: « Seit dem Beginn meiner Krankheit habe ich eben zum erstenmal geträumt. » « Er zähl' mir den Traum doch ! » sprach die Pflegerin und sah dem Wachen ins Anlitz. Da lächelte der Mann und schüttelte den Kopf: « Wenn ich das könnte ! Der Traum ist so weit und unantastbar für Worte. Ich habe ihn vergessen. Doch ich war müde, und er hat mich gestärkt. Wir wollen ihn segnen ! » So sprechend senkte er die Blicke auf die Decke, einer heimlichen Freude voll. Er fühlte, dass er ein Geheimnis hatte und sich ängstlich bemühte, es auch ihr nicht auszuliefern, denn nach innen leuchtete es mit seltsam stärkender Wärme und Kraft. Seine müden, schlanken Finger wühlten sich in die reichen, blonden Flechten ein, deren Gold seine Arme überrieselte.

Doch wie geschah ihm da ? Mit dieser Berührung durchzuckte ihn ein Schmerz in der Herzgegend und erfüllte ihn augenblicklich mit einer tiefen Schwäche und Todesnähe. Das Mädchen erschrak und wich zurück in die Mitte des Zimmers, von wo aus sie den Liebsten lauernd beobachtete. Wie ein jäher Sonnenstrahl, dessen Lichtquellen man nicht sieht, das dunkelste Gewölk plötzlich zu erhellen und fortzuschieben vermag, so hatte sein Schlaf scheinbar die Krankheit beiseite geschoben und verbannt. Nun fiel sie wieder über ihn her und wütete wie ein zorniger Dämon.

Da erklang mit einem Male ein Ton, so leise und fein wie das Singen einer Stimmgabel. « Horch ! » rief das Mädchen und führte die Hand ans Ohr. « Ich höre nichts », stöhnte der Kranke und wischte sich mit dem Arm die Schweißtropfen von der Stirn. Das Mädchen

lauschte, atemlos, denn der Ton war zu einem süßen Liede angewachsen, dessen Singen zu ihr drang und sie tief bewegte. Rasch steckte sie sich die Haare zusammen, als müsste sie sich bereitmachen, um einem zu folgen, der sie rief. « Hörst du noch immer nichts? » schrie sie fast und eilte ans Bett. Er schüttelte den Kopf und wehrte die Heftigkeit, die ihn bedrängte, ungeduldig ab. Das Lied aber wuchs und erfüllte den ganzen Raum mit seinem Wohlklang. Wie ein Wasser, das steigt und steigt, bis es über die Ufer tritt, so stieg das Lied auf den bewegten Wellen der Krankenzimmerluft empor und hüllte das Mädchen ein. Verzückt stand sie da. Ein seliges Lächeln umspielte ihre Züge und tauchte ihr Wesen tief in den Traum dieser unfassbaren Stunde. Ihr war, als würde ihr jede Sorge, ihr Leid und ihr Schmerz um den Geliebten zu einem Lied, als ströme alles hinüber in die süßen Klänge, die sie be rauschten und umgarnten. Ihre bleichen Wangen röteten sich, und jeden neuen Ton grüßte ihre Sehnsucht. Da plötzlich sank eine tiefe Traurigkeit über ihr Antlitz. Das Lied entfernte sich und lockte nur noch verhauchend und leise. Ihr war, als zöge es sie nach und als wollte es entschweben wie ein flüchtiges Glück. Da warf sie ihren Mantel um die blossen Schultern und eilte zur Tür, wie um die Flucht des Liedes zu verhindern. Plötzlich schollen die Töne noch einmal mächtig an und prägten sich ein, aber nur, um noch leiser zu werden und hinzusterben. Jetzt hielt sie nichts mehr. Sie riss die Tür auf und eilte verzweifelt dem Liede nach, das sofort wieder trostreich und stärkend erklang und ihr damit den Weg wies, der sie von der Krankenstube weg in die Weite führte, bis sie sich im Abendnebel bei den Erlensträuchern verlor und, mit den verklingenden Tönen gleichsam verschmolzen, dahinströmte in die dämmernde Nacht. Sie hatte keinen Abschied genommen. Der Freund sah sie nicht, denn er lag, der Wand zugekehrt,

reglos wie immer nach einem Krampf.

Als die Ärzte am nächsten Morgen ins Krankenzimmer traten, war ihr Staunen gross. Das war nicht mehr die Beute der Schmerzen, das gestellte Wild, das war ein Mensch und sass aufrecht, nachlässig in die Kissen gestützt, und reichte den Herren die Hand, die nicht mehr bebte. Sie machten sich über ihn her, fühlten ihm den Puls, beklopften ihn, drehten und wendeten ihn, als gälte es, ihn zuzubereiten wie ein Gericht. Doch sie fanden nichts mehr, keines der Zeichen, das sie suchten. Die Stimme des Genesenden erschreckte sie. Es war eine harte Stimme, geborstener Töne voll; sie brach jedes unwillkommene Wort entzwei und warf es beiseite. Klar, abweisend und kalt blickten die Augen, die so lange in Fieberfeuchte getaucht waren. Mit keinem Wort erwähnte er den Verlust, den er erlitten. Die Bestürzung in allen Gesichtern, die so schwer und widerwillig der Freude über die gebannte Gefahr Platz machte, erregte seinen Hohn. Die Herren sahen, dass sie überflüssig geworden, und erkannten schnell, dass eine unaufhaltsame Genesung auf dem Wege war und ihre ohnmächtigen Künste verdrängte. Sie nahmen Abschied, verlegene Worte der Freude stammelnd, die ihre Überraschung nur schlecht verhehlten.

Der Patient blieb allein zurück. Er streckte und reckte sich wie nach einer gut durchschlafenen Nacht und schüttelte ungläubig den Kopf. War er überhaupt krank gewesen? Um sich's zu beantworten, spang er aus dem Bett. Schwindelfrei stand er da und sog die frische Seeluft ein, die durch das geöffnete Fenster strömte. Arme und Beine knirschten und knackten in den Gelenken. Ihm war, als sei er gepanzert und als erhöhten Eisen schienen die Kraft seiner Glieder. Er fühlte, dass ein stählerner Nacken ihm den Kopf emporhob und den Rücken höhhlte. Ausgelöscht war jede Erinnerung, jede Sehnsucht zu Asche gebrannt. Befreit stand er da. Lær und gesund. Un-



beschwert von Träumen, die ihn zerwühlten und deren Ahnungen ihn warnten, blickte er in eine neue Welt.

Das Mädchen, das er geliebt und das so hingebungsvoll und tapfer mit seiner Krankheit gerungen hatte, fehlte ihm nicht; ja, er wusste nichts von ihr, wie man von einer Speise nichts mehr weiss, die man einmal als ein Hungernder verzehrt hat. Seine neu erwachten Gedanken kehrten sich dem Leben zu. Alle Menschen, die er kannte, traten vor sein inneres Auge, Männer und Frauen. Doch keinem der Wesen eilte ein Gefühl entgegen; kalt und fremd waren ihm alle und sollten es bleiben. Kein Mensch und kein Ding war von einer Liebe umgeben, und er war doch einer, der um Liebe gelitten hatte und dem Leben und Liebe eins gewesen.

Er trat hinaus auf den Altan und sah, dass der Frühling mit all seinen Blüten und der ganzen verbenden Pracht seiner Verheissung ihn umging. In den Tagen seiner Jugend war er zu solcher Zeit

hinausgestürmt, die Kämpfe des Lebens zu bestehen und sich trunken zu machen durch die erhabensten Gefühle. Kalte Augen blickten heute in die Blütenluft; fremd und hart sah er in die lachende Welt. Sie lockte nicht mehr, und sie drohte nicht mehr. Er war gesund. Ein Geschöpf in der Schöpfung. Nichts sonst. Er beugte sich über den Balkon und bemerkte im Schatten eines Lindenbaumes einen alten, gebückten Mann, der sein Ränzeln schnürte und den am Baumstamm lehrenden Wanderstab ergriff. Eben wendete er den Kopf und erblickte den Genesenen. Da erkannte dieser den fremden Arzt.

Der blickte ihm nun zu und rief hinauf: « Was für ein schönes Grab ist dein Herz! Du bist jetzt gesund, weil du gestorben bist. Leb' wohl! »

Betroffen wich der Lauschende zurück. Und von ganz ferne grüsste ihn eine Sehnsucht nach dem überstandenen Leiden seiner Jugend. Aber es war nur ein flüchtiger Gruss... Guy MORLAND.

## So tötet die RACHITIS Ihre SCHWEINE!



Durch röntgen entdeckt man beim rachitischen Schwein entkalkte Zonen, meistens an den Knochenenden lokalisiert. Diese entkalkte Zonen sind nun geneigt, sich zu verunstalten (Anschwellung der Gelenke, usw.), und so entstehen Hinken, Lämungen, Knochenmissbildungen, usw. Die Rachitis wirkt sich aber zugleich auf den ganzen Organismus über mit seinen Begleiterscheinungen: Appetitlosigkeit, Einstellung des Wachstums, Abmagerung, schwarze Hautflecken, Nervenkrise, usw.

... und so werden sie durch VITA-CALCION gerettet

Die Anwendung von Vita-Calcion ist das sicherste und rascheste Mittel, den kranken Schweinen die fehlenden antirachitischen Mineralsalze und Vitamine wiederzugeben.

Die grossen Züchter — die ihre Unkosten auszurechnen verstehen — wissen auch, dass Vita-Calcion das billigste Mittel ist, da es als Beigabe zur normalen Verpflegung eintritt. Durch Vita-Calcion finden die Schweine in wenigen Tagen ihren Appetit wieder. Ja, ihr Wachstum nimmt nicht nur seinen normalen Verlauf auf, sondern in 2 Monaten sind die Schweine bereit zum Verkauf, noch vor den anderen. — In allen Apotheken — aber nur in Apotheken — und in Laborat. de Biologie du Creusot (S.-et-L.).

**VITA-CALCION**

Heilt die kranken Schweine  
Starkt die gesunden



# VON EINEM JAHR ZUM ANDERN

**D**AS zu Ende gehende Jahr war eine Zeit der Unruhe. Der latente Konflikt zwischen Ost und West beherrschte durchgehend die Situation und orientierte das Geschäftsleben.

Die Vorgänge auf der Halbinsel Korea, wo Krieg ist, seit die Amerikaner ihre letzten Divisionen zurückgezogen, trieben auf der ganzen Front die Preise in die Höhe, mit Amerika angefangen, wo sie erst wieder zu sinken begannen, als die gefürchtete Entscheidung auf sich warten liess, und das Werk der militärischen Aufrüstung des Westens ein Aufatmen gestattete. Die Rückwirkung der koreanischen Händel machte sich geltend in den Budgets der interessierten Länder, mit England voran, wo strenge Sparmassnahmen der in den Parlamentswahlen unterlegenen (soz.) Arbeiterpartei genügend Argumente boten, um den Konservativen am Ruder bei den Kantonal- und Gemeindewahlen schwere Niederlagen zu bereiten. Die englischen Einsparungen zogen u. a. Frankreich in Mitleidenschaft, wo der Export stockte, der wegen der höheren Gestehungskosten und der dito Preise schon sowieso im Hintertreffen war. Was Frankreich vor allem plagt, ist der Krieg in Indo-China, ein ständiger Aderlass an Geld und Menschenleben, dessen Ende immer noch nicht im Kalender steht. Höchstens liesse sich eine Beteiligung Amerikas an der Abwehr der von Rot-China unterstützten Rebellen erhoffen. Und auch dies

hängt von der Besetzung des Präsidentenpostens in den Vereinigten Staaten ab, dies und noch anderes. Denn Senator Taft, im Gegensatz zu General Eisenhower (der das Oberkommando der Verteidigungsgemeinschaft an General Ridgway abgab, bis dahin Oberkommandierender auf Korea), glaubt nicht an die Möglichkeit, Europa gegen russische Angriffe halten zu können. Er möchte alles auf die Luftwaffe konzentrieren und die Landtruppen den «Europäern» überlassen... Noch anfangs Juni brachte er dies in einer Rundfunkrede zum Ausdruck, worin er dem ehemaligen Oberkommandierenden in Fernost, dem im September 1951 durch Präsident Truman kaltgestellten General Mac Arthur, hohes Lob sprach. Dieser hatte die Absichten der Russen durchschaut, die Westmächte durch Verhandlungen hinauszuhalten — wie nachträglich in der Frage der Abrüstung — und zu zwingen, ihre Streitkräfte zu zersplittern. Darum wollte er auf Korea kurz Schluss machen mittels Atombombe. Präsident Truman sah darin den Anfang der Weltkatastrophe und winkte energisch ab. Seine Opposition gegen den Bolschewismus sollte über Drohungen und Abwehr lokaler Angriffe nicht hinausgehen. Dazu kam die kategorische Ablehnung von Mac Arthurs Strategie durch England. London hatte bedeutende Handelsinteressen in Rot-China, dessen Regierung seinerzeit von der englischen Arbeiterpartei an der Re-

gierung anerkannt wurde, im Widerspruch zu Amerika. Darum protestierte London auch wieder, als Ende Juni die Amerikaner, ohne ihre Verbündeten zu informieren, elektrische Zentralen in Nord-Korea bombardierten, von denen russische Fabriken gespeist werden. Auch der Frieden, den Amerika mit Japan abschloss, gefällt London nur mässig, das Japans Handelskonkurrenz fürchtet.

Auf die Differenzen der Angelsachsen machte eine sensationelle Publikation aufmerksam, mit der anfangs Mai der Pariser « Monde » die Welt alarmierte. Das betreffende Dokument sollte ein Bericht des Admirals Fechteler an den amerikanischen Generalstab sein. Es handelte sich um eine Fälschung mit Notizen einer untergeordneten Stelle. Der politische Redakteur des « Monde » sah sich genötigt, aus der Redaktion auszuscheiden, worauf der « Figaro », die alte Konkurrenz, Rémy Roure, den Elsass-Spezialisten des « Temps » zwischen beiden Kriegen, seinem Stab einverleibte. Faktisch brachten die verspäteten Enthüllungen nur, was Senator Taft betr. Europa dozierte. Aber die amerikanische Herrschaft über Nordafrika und die nüchterne Berechnung des Berichtes, wonach England mit 150.000 russischen Fliegern kampfunfähig zu machen wäre, musste die Engländer schwer ärgern, die schon im Iran und in Ägypten übergenug zu tun haben. Die Hauptsache war, dass sie den Atlantikmächten ihre Unterstützung im Ernstfall in Aussicht stellten. Diese Mächte haben in Paris Ende Mai, nach aboriösen Vorbereitungen, den Plan der Europa-Armee (die aus 1.400.000 Einheiten bestehen soll mit Einreihung deutscher Kontingente) unterschrieben, unter Vorbehalt allerdings der Ratifizierung durch die entsprechenden Parlamente, was erfahrungsgemäss keine nebensächliche Klausel ist. Zuvor garantierten die Westmächte in Bonn der Bundesrepublik die Souveränität, mit den Einschränkungen freilich, welche die derzeitige Welt-

lage erheischt. Die Mächte sind seither durch Botschafter in Bonn vertreten, und die Besatzungstruppen haben einen friedlichen Namen angenommen. Ohne Widerstand ging's natürlich nicht. In Frankreich ist Aussenminister Robert Schuman der « Verräter », der Frankreichs Freiheit verkaufte, wie ihm die Extremisten von rechts und links nachreden. In Deutschland wird Bundeskanzler Adenauer mit dem « Volksgerecht » bedroht, und der sozialdemokratische Sprecher Schumacher, dem auch die Gewerkschaften folgen — wie Pastor Niemöller und Altreichskanzler Wirth — proklamierte: « Wer den Vertrag unterzeichnet, hört auf, ein Deutscher zu sein ! » Die Opposition sieht in den Verträgen von Bonn — sogar in der Montan-Union des Schumanplans — das Hindernis für die Wiedervereinigung von West- und Ost-Deutschland. Sie erstarkt zusehends und macht der Bundesregierung viel zu schaffen, obwohl diese in der leidigen Saarfrage alles tut, um den nationalen Forderungen zu genügen. Die Zusammenlegung von Baden und Württemberg zum « Südweststaat » scheint die Position von Bonn eher geschwächt zu haben. Nach den Mitteilungen von Wirth würde die Freiheit allgemeiner Wahlen in Deutschland vom Osten zugesichert, was von anderer Seite mit dem Hinweis darauf bestritten wird, dass « hinter dem eisernen Vorhang » eine unabhängige Kontrollkommission nicht operieren durfte. Es wurden auch Experten abgelehnt, welche die russische Version über den angeblich von den Amerikanern inszenierten Bakterienkrieg auf Korea nachprüfen sollten. Wie schon Wirth, versicherte nachträglich der Amerikaner Harriman, Stalin wolle bestimmt keinen Krieg; er wolle Zeit gewinnen, um militärisch und ökonomisch immer noch stärker zu werden. Inzwischen hofft er, nachdem seinen 200 Divisionen nichts Gleichwertiges vom Westen gegenübergestellt werden kann, auch

den amerikanischen Vorsprung in der Atomwaffenproduktion einzuholen, die er einstweilen verboten haben will.

Was allerdings in Berlin und im russischen Ost-Deutschland passierte, als Echo der Bonner Verträge, der totale Abschluss vom Westen und die Verstärkung der östlichen Polizeitruppen, unter welchem Namen die Armee existiert, beweist keine friedlichen Absichten, so wenig wie die Aufruhrszenen, deren Schauplatz Ende Mai Paris und eine Reihe von Provinzstädten gewesen sind. Anlass dazu wurde am Besuch von General Ridgway genommen, den man schon lange zuvor im Parlament, in der Presse und auf der Strasse (durch aufreizende Plakate) aufs schimpflichste beieidigt hatte. Die Aufregung kannte keine Grenzen mehr, als die Polizei diesmal nicht nur die Opfer der Propaganda, sondern deren Urheber verhaftete, wie den Redakteur des kommunistischen Hauptorgans und den parlamentarischen Sprecher Duclos, denen freilich sofort der Charakter politischer Häftlinge zuerkannt wurde, während viele andere aus bürgerlichen Kreisen die Behandlung als Gemeinverbrecher sich gefallen lassen mussten. Unter den Petenten, die sich für Député Duclos einsetzten, figurierten auch zwei Bischöfe aus Russisch-Ungarn, wovon man sich wohl einen grösseren Eindruck auf die öffentliche Meinung versprach. Einstweilen hat der aus Russland zurückgekehrte Député Billoux (Maurice Thorez bleibt noch immer in russischer Behandlung) mit der « direkten Aktion » gedroht, und werden politische Streiks die Agitation wach halten.

Es war in Frankreich einem « Unabhängigen » vorbehalten, Député Pinay, Gerbereibesitzer in Saint-Chamond, vorher Transportminister, als Ministerpräsident (nach Plevén und Edgar Faure), der Staatsautorität gegenüber den Ruhestörern endlich wieder Geltung zu verschaffen. Er versuchte die Geschäftspraxis auch auf die Regierungspolitik anzuwen-

den. Durch Entgegenkommen zog er die Kunden an, die mit ihrem Gold die 3½-prozentige Staatsanleihe unter günstigen Bedingungen zeichneten. Die Steuerzahler sollten nicht durch Aufbürdung neuer Lasten abgeschreckt werden, wie man's seit Jahr und Tag zu tun pflegte. Die Situation der Lohnempfänger sollte durch einen Druck auf die Preise gebessert werden. Dazu bedurfte es naturgemäss einer längeren Frist, zumal das ganze Geschäftsleben auf Preissteigerung eingestellt war und einem so neuen « Experiment » nur mässiges Vertrauen entgegenbrachte. Kein Wunder, wenn ein Ministerpräsident, der am Budget wesentliche Abstriche machte, von den Demagogen als « der grösste Reaktionär aller Zeiten » hingestellt wurde! Als die zwei ersten Monate nicht über eine Baisse von  $\frac{1}{2}$  Prozent hinaus kamen — während anderenfalls die Preise aber gestiegen wären! — meldeten sich Unglückspropheten aus allen Lagern. Am liebsten hätte man den Premier, der so ungeniert aus der Reihe tanzt und sich seine Politik nicht durch die Bürokraten des Finanzministeriums diktieren liess, den Edgar Faure und Plevén nachgeschickt. Da aber Pinays Programm draussen Anklang fand und auch die Senatswahlen vom 18. Mai in diesem Sinn ausfielen, war Vorsicht geboten. Ihr folgte man auf den verschiedenen Parteikongressen, auch wenn die Opposition eine vorbereitete Sache war. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Es gibt Fussfallen genug, in denen eine Regierung das Gleichgewicht verlieren kann. Schon gleich die erste Feuerprobe, die gleitende Lohnskala (échelle mobile), wo die Vorlage regierungsseitig nach eigenen Ideen ajustiert wurde, konnte nur mit mässiger Majorität bestanden werden (mit 42 Stimmen). Die immer noch unklare Situation in Tunesien, die benützt wurde, um in der Person des Aussenministers Robert Schuman das Kabinett zu treffen, das deutsche Problem, das

Militärbudget usw. boten Anlass genug, die Regierung in Verlegenheit zu bringen.

Ob man's wahr haben will oder nicht, wir sind verpflichtet, dafür zu sorgen, dass das Ansehen Frankreichs im Ausland, und speziell in Amerika, dem Bankier der Welt, intakt bleibt. Skandalprozesse wie der im Frühsommer zu Ende gegangene unter dem Titel *de Récy - Dortain* - Diebstahl von Schatzscheinen im Wert von 100 Millionen — fördern das Prestige nicht, zumal wenn es sich um einen Député handelt und um einen Volksvertreter aus der Dämmerung der Nachkriegszeit, der zu den Richtern von Marschall Pétain gehörte. Vor allem aber beunruhigt Amerika die Tatsache von 25 % kommunistischer Wähler in Frankreich. Italien disputiert uns übrigens den Vorrang im Zug nach links. In den letzten Provinzial- und Gemeindewahlen, wo die christlich-demokratische Regierung noch mit einem blauen Auge davon kam — denn die erstarkte Faschistenpartei nahm ihr Wähler weg — zählte man 30 % kommunistische Stimmen. Wenn desgleichen in Südamerika geschähe — wo nichts ewig ist, als der Wechsel! — könnte man so gefährliche Neigungen des Wahlkörpers noch verstehen.

Marschall Pétain ist, 95-jährig, am 23. Juli 1951 auf der Insel Yeu gestorben und begraben worden, wo er seit seiner Verurteilung unter misslichen Umständen gefangen gehalten wurde. Gelegentlich des Jubiläums der Schlacht von Verdun hat der kurz vorher zum Marschall ernannte General *Juin* seines ehemaligen Chefs in Ehren gedacht. Der Sieger von Verdun, so erklärte er, habe ein Anrecht darauf, unter seinen Soldaten vor Verdun zu ruhen. Das trug dem Marschall politische Kritik ein, aber das Volk draussen hat die Erinnerung gebilligt. Kurz vor dem Sieger von Verdun war in Hechingen der Besiegte gestorben, der ehemalige Kronprinz, am 18. Juli 1951.

Wir dürfen in der Jahreschronik den

von 350.000 Pilgern aus aller Herren Länder besuchten *Eucharistischen Kongress von Barcelona* nicht vergessen. Er war dem Weltfrieden gewidmet. General *Franco* (der mit *Salazar* - Portugal ein Bündnis abgeschlossen hat) proklamierte in der Schlussitzung: « Wer ein Feind Roms ist, ist auch ein Feind Spaniens. »

Gedenken wir auch des am 11. Januar 1952 verstorbenen Gouverneurs von Indo-China, General *de Lattre de Tassigny*, der nachträglich durch den Marchalltitel geehrt wurde, wie auch des früher verstorbenen Generals *Leclerc*, und schliesslich des schon erwähnten *Juin*, der sein verantwortungsvolles Amt in Marokko — wo ihn General *Guillaume* ersetzt — mit einem nicht weniger verantwortungsvollen in der atlantische Verteidigungsgemeinschaft vertauschte.

Vergessen möchten wir auch nicht den *Thronwechsel in England*, wo König *Georg VI.* nach einer schweren Lungenoperation starb und seine Tochter *Elisabeth*, 25-jährig, den Thron bestieg. Bei diesem Anlass und im Zusammenhang mit der Weltpolitik sei eine Charakterisierung zitiert, die man im Buch eines Australiers, *Chester Wilmote*, mit dem Titel « Kampf um Europa » findet: « Die Amerikaner sind energisch, unternehmungslustig, immer gut informiert über das zu lösende Problem, aber unbedacht und impulsiv. Hingegen überlegen die Engländer zweimal, bevor sie etwas behaupten, und studieren einen Plan dreimal, bevor sie ihn ausführen. Die Amerikaner stossen drauf los und rennen gegen Hindernisse an, die auf einem kleinen Umweg zu umgehen wären. Sie haben nicht eine Politik sondern hundert, und hundert Meinungen hört man in der Oeffentlichkeit darüber, während die Engländer hinter verschlossenen Türen debattieren und entscheiden... » Unter solchen Umständen kann es der Welt nicht schaden, wenn die Angelsachsen zusammen ihre Direktion übernehmen...

Der Chronist.